

Der Heidelberger Portländer

Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur

1

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

... eine Fabrik verschwindet

Die Geschichte und das Ende der Portland-Cementfabrik Blaubeuren

[hrsg. von der Heidelberger Zement AG].

Dietmar Cramer u.a. – Heidelberg;

Ulm: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, 2001-04-19

ISBN 3-88 294-313-0

© 2001 Heidelberger Zement Aktiengesellschaft,
Berliner Straße 6, 69120 Heidelberg

Umschlagfoto: Rohmühlengebäude (Aufnahme: Gerhard Eilebrecht)

Entwurf und Satz: Fenn Schröder-Dvorak, Blaubeuren

... eine Fabrik verschwindet

Die Geschichte und das Ende
der Portland-Cementfabrik Blaubeuren

Dietmar Cramer
Gerhard Eilebrecht
Jörg Martin
Uwe Schmidt



**HEIDELBERGER
ZEMENT**

Im Laufe der mehr als 128-jährigen Geschichte von Heidelberger Zement hat es einige Publikationen gegeben, die sich mit der Entwicklung und der Kultur des Unternehmens beschäftigten. Das bedeutendste Werk war unzweifelhaft »Der Heidelberger Portländer«, der im September 1952 erstmals erschien und Ende 1977 eingestellt wurde. Zwischen zwei und sieben Ausgaben pro Jahr widmeten sich den Themen Bauen, Architektur, Kunst und Ereignissen in den eigenen Werken. Seit 1959 erschien zusätzlich »Die Werksreportage« mit Ausgaben zu einzelnen Standorten. Ab 1967 firmierte sie unter »Werksnachrichten«. 1970 wurden die »Werksnachrichten« schließlich durch »die Information«, ein geheftetes aktuelles Mitteilungsblatt, ersetzt. Die gegenwärtige Mitarbeiterzeitschrift »Wir Heidelberger« ging hieraus hervor. Die neue, unregelmäßig erscheinende Reihe »Der Heidelberger Portländer. Beiträge zu Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur« knüpft an die Tradition des Heidelberger Portländers und der Werksreportage an. Sie wird sich mit der Geschichte einzelner Standorte und damit zusammenhängender Themen, aber auch mit der Anwendungsgeschichte von Produkten der Heidelberger Zement AG befassen.

Inhalt

4 Vorwort

Dietmar Cramer

Von den Anfängen bis zum Ende

- 6 Die Fabrikantenfamilie Spohn in Ravensburg
- 8 Maurer, Apotheker, Gastwirte und Leinenweber
- 10 Die Gründung der Firma Spohn & Ruthardt
- 14 Qualitätsprobleme und Verluste
- 18 Zementfabrik Blaubeuren, Gebrüder Spohn
- 20 Die Portlandzementherstellung gelingt
- 28 Preiskämpfe, Kartelle und Fusionen
- 32 Gründung der Aktiengesellschaft
Portland-Cementfabrik Blaubeuren,
Gebrüder Spohn
- 34 Erster Weltkrieg
- 40 Arbeitsbedingungen und Arbeitsordnungen
- 46 Die Gleichschaltung
- 50 Kartelle und Verkaufsgebiete
- 52 Die Kriegswirtschaft
- 56 Die Nachkriegsjahre
- 58 Wiederaufbau und Wirtschaftswunder
- 62 Energiepreiskrise und Konjunkturunbruch
- 62 Das Ende

Jörg Martin

Die Stadt Blaubeuren und das Spohn'sche Zementwerk

- 64 Industrielle Arbeitstechniken in Blaubeuren
- 68 Blaubeuren wird zur Arbeiterstadt
- 72 Das Zementdörfle
- 76 Der Fabrikant
- 80 Zementwerk und Stadtentwicklung

Uwe Schmidt

Arbeiterkultur an Blau, Ach und Schmiech

- 82 Das »rote Fädele«
- 86 Kultur und Politik
- 92 Probleme und Konflikte
- 96 Feiern und Feste

- 102 **Abbildungsverzeichnis**

- 104 **Quellenverzeichnis**

- 112 **Autoren**

Vorwort

Dass »der Schlot raucht«, gilt gemeinhin als Zeichen für eine gut gehende Wirtschaft. So abgegriffen dieser Vergleich sein mag, für manche Branchen trifft er einfach noch zu. Ganz gleich wie sauber das längst ist, was oben rauskommt: Wenn ein Zementwerk stillgelegt wird, raucht eben nichts mehr, gibt es auch keine Arbeit mehr. Wenn darüber hinaus diese Stilllegung das Ende einer 160-jährigen Industriegeschichte am Standort bedeutet, muss das Gefühle wecken und vielleicht auch etwas Wehmut hervorrufen.

In Blaubeuren schwang vieles mit: Das Symbol für die Industrialisierung, für den tief greifenden Wandel des ehemaligen Oberamtssitzes zum Industriestandort, zur Arbeiterstadt sollte spurlos verschwinden? Was 1839 mit einer Anzeige von Johann Daniel Weil im Blaubeurer Tagblatt begonnen hatte, sollte sang- und klanglos 1999 mit dem vollständigen Abriss enden? Andernorts hat man die Ästhetik früher Industrieanlagen und -architektur zum Anlass genommen, sie zu erhalten – koste es was es wolle.

Zugegeben, solchen Überlegungen stand ich eher skeptisch gegenüber. In etlichen Gesprächen, nicht zuletzt auch mit Bürgermeister Georg Hiller, dem erfahrenen Stadtoberhaupt von Blaubeuren, wurden diese Fragen diskutiert. Es ging insbesondere um die Folgekosten, wenn auch nur ein symbolträchtiger Teil des Werkes der Nachwelt erhalten bleiben sollte. Als 1997 die Entscheidung für den Abriss gefallen war, hatten viele Blaubeurer den Wunsch geäußert, eben nicht Tabula rasa zu machen. Es brauche ja nicht gerade der weit in den Himmel ragende Kamin zu sein, aber vielleicht ein Silo, ein Gebäudeteil, eine technische Anlage, eine Maschine. Gleichsam als Erinnerung an die traditionsreiche Geschichte der Zementindustrie in Blaubeuren, vielleicht auch als Reminiszenz an die Fabrikantenfamilie Spohn.

Wir konnten diesen Wunsch nicht erfüllen, konnten kein Erinnerungsstück, keinen als Denkmal dienenden Fabrikteil erhalten. Damit hier jedoch das Sprichwort »Aus den Augen, aus dem Sinn« nicht zutrifft, hatten sich auch andere schon Gedanken gemacht. Und wie es der glückliche Zufall wollte, trafen Gerhard Eilebrecht und ich uns am 18. Juni 1999 mitten während der Abrissarbeiten. Er machte gerade das Bild

von den alten Filterschläuchen, angezogen von der Anmutung, es sähe aus wie Gedärm. Ich sprach ihn an, fragte neugierig und auch mit etwas Misstrauen, was er hier zu suchen habe, ließ mich aber nach kurzer Zeit restlos von seiner Freizeit-Arbeit überzeugen.

Seine umfassende Fotodokumentation des Werksabrisse der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, war schnell entschieden. Allein die Form war noch offen. Gegen eine herkömmliche Fotoausstellung sprach deren Einmal-Charakter und Vergänglichkeit. Stattdessen entschlossen wir uns, die Aufnahmen in einem Buch abzudrucken und auf diese Weise die Erinnerung an das Zementwerk wach zu halten. Beim näheren Beschäftigen mit der Idee kamen wir allerdings rasch zu der Erkenntnis, diesem traditionsreichen Blaubeurer Industriezweig nicht gerecht zu werden, wenn wir nur die Phase seines Verschwindens dokumentieren. Auch wollten wir einer einseitigen Ästhetisierung des Abbruchs vorbeugen. Deshalb haben wir uns ein weiteres Ziel gesetzt, nämlich das Blaubeurer Zementwerk bei dieser Gelegenheit nochmals von Historikern aus seinen überlieferten Quellen rekonstruieren zu lassen.

So ist schließlich das vorliegende Werk entstanden. Es besteht aus zwei eigenständigen, von einander fast unabhängigen Teilen. Will man den gesamten Inhalt erfassen, muss das Buch zweimal in die Hand genommen werden. Zum einen kann man es – mit Blick auf die rechten Seiten – als reinen Bildband betrachten. Gezeigt wird das Zementwerksareal unmittelbar vor und nach dem Abbruch, festgehalten sind verschiedene Zustände der Fabrik während des etliche Monate dauernden Ausschlachtens und Abreißen.

Gerhard Eilebrechts Fotografien sind von einer brutalen Schönheit. Sie bringen die ästhetische Dimension einer nutzlos gewordenen Industrieanlage zum Ausdruck. Im unumkehrbaren Moment des Abrisse offenbart sich die Fabrik und gewährt Einblick in ihr Inneres, in das Verborgene, bisher Unbekannte. Sie zeigt sich für kurze Zeit sozusagen im seziierten Zustand.

Die Bildtexte stammen ebenfalls von Gerhard Eilebrecht. Besonders wertvoll und hilfreich hierfür waren ihm die Gespräche, die er mit den ehemaligen Mitarbeitern Wilhelm Bressa, Siegfried Eschelbach, Stefan Hofbauer, Reinhold König, Heinz

Kranich, Hans Kupke, Johannes Langbein und Josef Weber geführt hat. Das Wissen dieser Zeitzeugen wie auch manche ihrer Anekdoten über das Leben und Arbeiten im Zementwerk sind darin eingeflossen.

Andererseits dient der Band als Geschichtsbuch. Dem »Bilderbuch« gegenüber gestellt sind auf den linken Buchseiten drei Beiträge, welche die wechselvolle Geschichte des Zementwerks und ihr wirtschaftliches, soziales, kulturelles und kommunalpolitisches Umfeld beleuchten. Die wissenschaftlich fundierten Aufsätze der Historiker Dietmar Cramer, Jörg Martin und Uwe Schmidt sind das Ergebnis sorgfältiger Recherchen und geben den derzeitigen Forschungsstand wieder. Den Arbeiten ging eine Sicherung der Quellen voraus, so dass künftige Forschungen jederzeit anknüpfen können.

Dietmar Cramer hat in einer umfassenden Abhandlung die geschichtliche Entwicklung der Spohn'schen Zementfabrik von der Entstehung über die lange Blütezeit bis zu ihrem Ende nachgezeichnet. Trotz unterschiedlicher Überlieferungsdichte ist es ihm gelungen, die wesentlichen Entwicklungslinien herauszuarbeiten. Er beschreibt den Unternehmergeist der Gründerfamilie, die Bewältigung von Krisenzeiten, die Behauptung des Unternehmens am Markt und im Wettbewerb gegen die anderen Blaubeurer Zementfabriken sowie die frühe Anlehnung an den Heidelberger Zement Konzern.

Von einer anderen Seite beleuchtet Jörg Martin die Geschichte des Zementwerks. Er beschreibt die Auswirkungen der Industrieansiedlungen auf die Stadt Blaubeuren und geht auf die Rolle der Fabrikanten in den Betrieben sowie ihre Bedeutung in der Stadt ein. In lebendiger Weise stellt er das Beziehungsgeflecht zwischen dem Zementwerk, dessen Leitung und der Kommune dar. Er berichtet vom Entstehen eines eigenen Stadtteils vor den Toren der Stadt und zeigt auf, wie der herrschende Wettbewerb zwischen Zementwerk und Stadt zeitweilig zur Triebfeder der Entwicklung Blaubeurens wurde.

Mit der Industrialisierung entstand auch in der hiesigen Region eine Arbeiterklasse. Weitgehend in Vergessenheit geraten ist, dass diese im Spannungsverhältnis zum etablierten Bürgertum eine eigenständige Arbeiterkultur entwickelte, die in der Weimarer Republik ihren Höhepunkt erreichte. Uwe Schmidt hat zahl-

reiche Jahrgänge der »Donauwacht«, der damaligen Tageszeitung der Sozialdemokraten für Ulm und den ganzen ober-schwäbischen Raum, akribisch durchgearbeitet und zu einem aufschlussreichen Aufsatz zusammengestellt. Er legt dar, wie stark die Arbeiterkultur das Leben der Fabrikarbeiter auch in der Gegend um Blaubeuren prägte und wie die Arbeiterklasse in der Arbeiterbewegung ihre Identität fand.

Den Verlust, den Blaubeuren mit dem Niedergang seiner Zementindustrie hinzunehmen hat, haben wir in diesem Buch versucht darzustellen. Welcher Gewinn sich aus dem Verschwinden der lange Zeit so prägenden Zementfabrik ziehen lässt, wird die Zukunft zeigen. Die Stadt Blaubeuren möge bei der Neugestaltung des frei gemachten Geländes eine glückliche Hand haben.

Hans-Georg Kraut

Direktor der Heidelberger Zement AG

Letzter Werksleiter des Zementwerks Blaubeuren

Dietmar Cramer

Von den Anfängen bis zum Ende

Die Fabrikantenfamilie Spohn in Ravensburg

Die Entwicklung der deutschen Zementindustrie begann im süddeutschen Raum Ende der 1830er Jahre. In einem halben Jahrhundert entwickelte sie sich aus ihrer Nische zu einer Schlüsselindustrie. Das zur Zementherstellung nötige Know-How musste erst in einem mühsamen Prozess, der mit vielen Rückschlägen verbunden war, erworben werden. Die Errichtung eines Zementwerks verlangte nach risikobereiten, tatkräftigen Persönlichkeiten, die nicht selten aus völlig fachfremden Branchen kamen. Die Geschichte der jeweiligen Unternehmen hat daher oft einen überraschenden Anfang, so auch in unserem Fall.

In Ravensburg betrieb Paul Spohn (* 1804) seit 1830 mit Unterstützung der württembergischen Regierung mit mäßigem Erfolg eine Florettseidenspinnerei. Auf der Suche nach einem anderen Rohmaterial stieß er auf den damals sehr verbreiteten Flachs. Beim Hecheln von Flachs fiel Abwerg in großen Mengen an, der aber von Hand nicht versponnen werden konnte. Er entschloss sich daher im Jahre 1847 zusammen mit seinem Bruder Georg (* 1793) in der Flur Ölschwang in Ravensburg in einem Gebäude, das bis dahin der Papierfabrikation diente, eine Leinenspinnerei aufzubauen. Das Unternehmen firmierte unter »Spohn'sche Abwergspinnerei«.

Paul Spohn war mit Katharina Gradmann verheiratet und hatte zwei Söhne, Julius (* 31. 7. 1841) und Georg (* 1843), sowie zwei Töchter¹.

Julius Spohn kam nach seiner Entlassung aus der Schule in eine kaufmännische Lehre nach Ellwangen. Nach der Lehre ging er ein Jahr nach Paris. Im Jahr 1857 trat er in die väterliche Firma ein. Als 1861 sein Onkel Georg kinderlos erstarb, wurde Julius Spohn Teilhaber.

Als sich Paul Spohn 1866 ins Privatleben zurückzog, übernahmen seine Söhne, Julius und Georg, das Geschäft, das von da an den Namen »Gebrüder Spohn« führte. Georg besuchte zunächst die Polytechnische Schule in Stuttgart und ging anschließend mehrere Jahre nach Leeds, um die Spinnmaschinenteknik kennen zu lernen. Während dieser Zeit übernahm Julius einstweilen die Geschäftsleitung. 1868 verheiratete er sich mit Luise Heiß, einer Apothekertochter aus Biberach, mit der er sieben Kinder aufzog².

Der Deutsch-Französische Krieg, an dem beide Brüder nicht aktiv beteiligt waren, brachte vorübergehend Einbußen. Doch in den folgenden Jahre florierte das Geschäft wieder. Alle Überschüsse wurden in die Ausdehnung des Betriebes investiert. Das 3 km entfernte Hofgut Ittenbeuren wurde erworben und eine Naturbleiche für Leinwand eingerichtet, die sogenannte Flachsrorste³.

Bei seinem Freund, dem Papierfabrikanten Kommerzienrat Dr. Müller in Mochenwangen, sah Julius Spohn zum ersten Mal die Anwendung von Portlandzement zu Kunstbauten. »Der Brei hebt doch net« soll sein erstes Urteil gelautet haben. Als nach mehreren Wochen die Mauer hart geworden war, änderte er seine Meinung.

Die Erfindung des Portlandzements geht auf den Engländer Joseph Aspdin zurück. Dieser hatte sich 1824 ein Verfahren patentieren lassen, mit dem er auf künstlichem Weg aus Kalk und Ton ein hydraulisches Bindemittel erzeugen konnte. Das



Geheimer Kommerzienrat Julius Spohn, ca. 1910.



6-1-99

Schrittweises Verschwinden einer Fabrik vor Landschaft mit Talau. Das war meine Intention für diese aus 3 Fotos bestehende Bildfolge, aufgenommen vom 1100 m entfernten Rusenschloss. Eine das ganze Werksgelände umfassende Bildserie, vom gleichen Punkt aus fotografiert, steht am Ende des Buches. Bei jedem Foto ist das Aufnahmedatum angegeben.

Viele Betriebsteile haben die ersten Abbruchwochen unversehrt überstanden, so rechts im Bildvordergrund die Bindermischanlage (hier wurde aus Kalksteinmehl und Portlandzement PM-Binder gemischt) und das alte Kesselhaus links daneben, wo früher einmal Dampfmaschinen standen. Dahinter, aber vor den Silos, das Labor mit seinem Flach- und Spitzdach. Bindermischanlage und Kesselhaus wurden zu Beginn des letzten Jahrhunderts errichtet und gehören damit zu den ältesten Gebäudeteilen, auf die ich stieß.

Das schwarze Quadrat ganz rechts am Bildrand ist das Tor zur Sackpackerei, wo der Gabelstapler seine Paletten die Rampe rauf und runter fuhr. Zu ihr führten die unten rechts im Bild erkennbaren Bahngleise, eines für die mit Sackzement beschickten Waggons, eines für die ankommenden leeren Wagen. Im linken Bildteil hat die Abrissbirne schon ganze Arbeit geleistet. Von fünf Zementmühlen, einer Trafostation und dem Motorenhaus blieb nur ein riesiger Schrotthaufen übrig. Diese Werksteile verstellten bisher den Blick zur Alten Klinkerhalle.

Produkt glich in Farbe und Eigenschaften den als Bausteinen bekannten »Portlandsteinen«⁴. Er gab dem Produkt daher den Namen »Portlandcement«. Der englische Portland-Cement beherrschte bis weit in die 1870er Jahre hinein den Weltmarkt. Da Portlandzement aber im Handel schwer zu bekommen war, fasste Julius Spohn den Entschluss, die Herstellung von Zement selbst zu versuchen. Günstige Voraussetzungen schien die Umgebung der Stadt Blaubeuren zu bieten. Durch die im August 1868 fertig gestellte Eisenbahn Ulm – Blaubeuren verfügte der Raum über günstige Verkehrsanschlüsse. Außerdem boten eine Anzahl bestehender Klein- und Kleinstbetriebe die Gelegenheit zu einer Beteiligung⁵.

Maurer, Apotheker, Gastwirte und Leinenweber

Der seit 1816 in Blaubeuren ansässige Maurer Johann Daniel Weil (1791–1862) hatte schon 1834 die ersten erfolgreichen Versuche zur Herstellung eines qualitativ hochwertigen hydraulischen Mörtels unternommen. Bevor er einen Steinbruch in Gerhausen erwarb, hatte er zunächst mit ortsfremdem Kalk und Trass experimentiert. Die Herstellung des Weil'schen Zements begann zunächst unter einfachsten Bedingungen. Die im Gerhausener Steinbruch gewonnenen Mergel wurden an Ort und Stelle auf der Beininger Höhe in einfachen Öfen gebrannt. Das gebrannte Material wurde anschließend im Weil'schen Geschäftshaus in der Gerbergasse in Blaubeuren mit einem Göppelwerk zermahlen und in Holzfässer verpackt⁶.

In einer Anzeige im Blaubeurer Lokalblatt »Der Blaumann« vom 12. Februar 1839 pries Weil sein Produkt besonders für Wasserbauten an: »In der Gegend bei Blaubeuren hat der Unterzeichnete einen Kalkstein entdeckt, der zu Wasserbauten (Zisternenbrunnen), zum Verblenden der Gebäude sehr gute Dienste leistet. Der Mörtel erhärtet, wenn er gehörig behandelt wird, in 15 Minuten unter dem Wasser. Nach der in der K. Gewerbeschule zu Stuttgart vorgenommenen Untersuchung darf dieser Kalkstein zu der besten Gattung solcher Steine in Württemberg gerechnet werden, die hydraulischen Kalk liefern. Der Unterzeichnete richtet sich so ein, dass künftiges Frühjahr dieser Kalk gebrannt und zum Gebrauch vorbereitet, immer bei ihm zu erhalten ist. Den 20. Jan. 1839 Werkmeister Weil«⁷.

Bereits ein Jahr zuvor hatte er seinen hydraulischen Kalk dem Ulmer Stadtbaurat von Bühler und dem Ulmer Apotheker Dr. Gustav Leube (1808 – 1881) zur Begutachtung und Analyse vorgelegt. Dr. Gustav Leube hatte sich schon seit Mitte der 1830er Jahre wissenschaftlich mit den Gesteinsformationen rund um Blaubeuren beschäftigt. Er kannte die Arbeiten des Münchener Professors Joh. Nepomuk Fuchs, J. F. Johns sowie die des Franzosen Louis-Joseph Vicat mit ihren wegweisenden Ergebnissen über die Erhärtungsvorgänge hydraulischer Bindemittel⁸. Im Laboratorium der Apotheke unternahm Leube erste Brennversuche. Am 23. Mai 1838 schrieb er in sein Tagebuch, dass seine Versuche mit hydraulischem Kalk vom »Oefele« bei Gerhausen mit 26 % Ton »glänzend ausgefallen« seien. Daraufhin erwarb er in Ehrenstein bei Ulm eine Wasserkraft mit 35 PS und erstellte einen Kalkofen. Die Kalkmergel aus Gerhausen wurden im Kalkofen mit offenem Holzfeuer bis zum völligen Entweichen der Kohlensäure gebrannt. Das entstandene Produkt entsprach dem schon 1796 von James Parker hergestellten Romanzement, der dem römischen Puzzolan-Mörtel ähnlich war⁹. Im Jahre 1839 erschien Leubes bahnbrechendes Buch »Geognostische Beschreibung der Umgebung von Ulm«, das zum Auslöser der Entwicklung der Zementindustrie im Alb-Donauraum wurde. Durch dieses Werk wurde wahrscheinlich auch viele Jahre später Julius Spohn auf Blaubeuren aufmerksam¹⁰.



Altteste Fotografie der Firma »Gebrüder Spohn«, um 1876. Die Fabrik besitzt noch keine Ofenanlagen, denn die Kalksteine werden in Sotzenhausen, Allmendingen und Gerhausen gebrannt. Die Fabrik besteht aus dem langgestrecktem Mühlengebäude mit quer angebauten Maschinen- und Kesselhaus mit Kamin. Rechts liegt das Magazin- und Verwaltungsgebäude.



2-5-99

Wieder tun sich neue Perspektiven auf und das Klinkerlager mit seinen gebrochenen Gebäudekanten kommt in den Blick. Trotz seiner riesigen Dimensionen – es ist 155 m lang – war es bisher verdeckt durch die Alte Klinkerhalle, die Rohmühlen, die Rohmehl- und Schottersilos, die Fullermehlverladung und den zentralen Leitstand. Der gewaltige Elektrofilter von Rohmühle 6 liegt gesprengt am Boden. Gleicher Aufnahmestandort wie beim vorigen Bild.

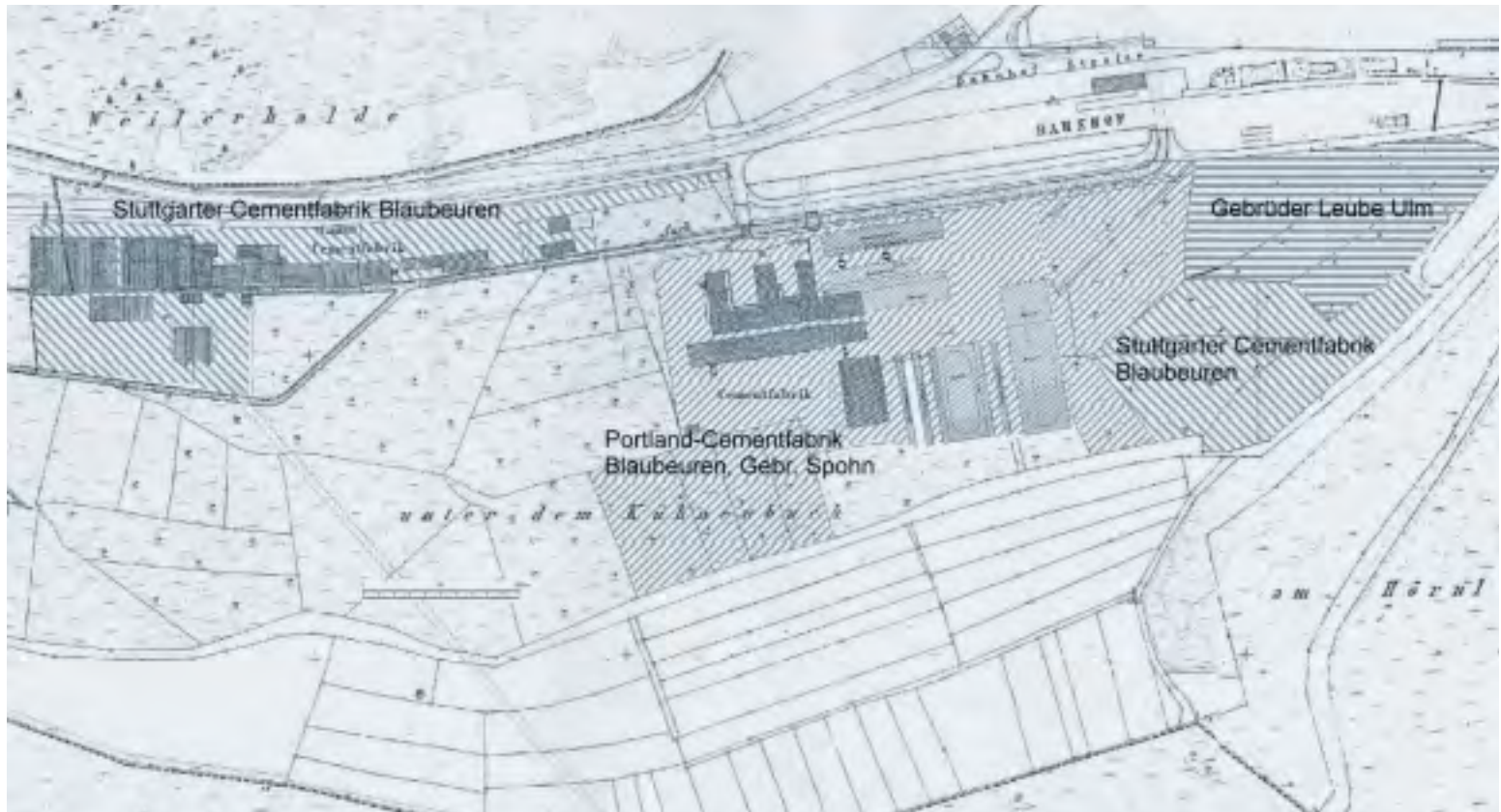
Die Gründung der Firma Spohn & Ruthardt

Julius Spohn, der keine Kenntnisse in der Zementproduktion hatte, war auf einen Partner angewiesen. Obgleich Kontakte zur Firma Weil & Sigloch bestanden, fand Julius Spohn schließlich in dem Gastwirt Albert Ruthardt einen interessierten Partner. Ruthardt war 1867 von Brackenheim nach Blaubeuren zugezogen. Von dem Zementfabrikanten Felix Müller aus Ulm hatte er im gleichen Jahr einen Steinbruch mit Brennofen auf der Gemarkung Gerhausen erworben¹¹. Das Geschäft lief offensichtlich gut, da Ruthardt sich im Jahre 1871 in Gerhausen ein Wohnhaus mit Magazin¹² bauen und im selben Jahr noch einen Anbau an eine Zementmühle in Blaubeuren errichten konnte¹³.

Zusammen mit seinem Bruder Georg Spohn und Albert Ruthardt begann Julius Spohn mit der Planung einer Zementfabrik in Blaubeuren. Noch vor einer offiziellen Firmengründung mussten eiligst geeignete Grundstücke gekauft werden. Mittlerweile war die Firma Spohn & Ruthardt nicht mehr die einzige. Die Firma Schwenk und das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft



Grundstückssituation um 1898 auf der Gemarkung Gerhausen.



Grundstückssituation um 1897 auf der Gemarkung Blaubeuren.



21-9-99

Mit dem zu Ende gehenden Sommer rückt das Zementwerk langsam von der Wirklichkeits- in die Möglichkeitsform, selbst die Gleisanlagen sind beseitigt und auch die Tage des Klinkerlagers sind gezählt. Gleicher Aufnahmestandort wie bei den beiden vorigen Bildern.

hatten mit der Planung eigener Fabriken in Blaubeuren begonnen. Auch die Firma Weil & Sigloch war auf Grundstücksuche. Weils Schwiegersohn, der Bauunternehmer Sigloch, der 1845 als Partner in das Unternehmen eingestiegen war, plante die Errichtung eines Kunststeinwerks am Ort¹⁴.



Steinbruch und Schachtöfen der Firma Spohn in Sotzenhausen, um 1890.

Teilweise wurden Grundstücke nur deshalb erworben, um der Konkurrenz Einhalt zu gebieten. So kaufte man in Schelklingen vorsorglich Grundstücke, ohne die Gesteine vorher auf Eignung zu prüfen. Einen Einblick in die Konkurrenzsituation gibt uns ein Brieffragment der Gebrüder Spohn an Ruthardt:

»Bezüglich des Antrags von Sigloch reflektieren wir nicht darauf. Auf Allmendingen [Schwenk] sind wir begierig. Sobald alle Brüche fest angekauft sind, so wird es immer noch Zeit sein, mit den Herren der [Stuttgarter] Baugesellschaft ein Wort zu sprechen. Freundschaftlich Gebrüder Spohn«¹⁵.

Den Hauptteil der Grundstücke erwarben die zukünftigen Teilhaber in der Zeit von Februar bis Juli 1872 auf den Gemarkungen Allmendingen, Schelklingen und Gerhausen sowie ein großes Gelände am neuen Bahnhof in Blaubeuren¹⁶.

In Sotzenhausen begannen die Arbeiten im April 1872, im Juni wurden die Arbeiten im Steinbruch Allmendingen aufgenommen. Der Spatenstich für die neue Fabrik am Bahnhof Blaubeuren erfolgte Ende Juni 1872, doch die Fabrikationsanlagen wurden nach und nach errichtet¹⁷.

Am 21.9.1872 wurde Ruthardt von Julius Spohn folgender Vorschlag gemacht:



Steinbruch und Schachtöfen der Firma Spohn in Allmendingen, um 1890.

»Meiner Berechnung nach belaufen sich sämtliche Kosten auf 100.000 fl. [Gulden] Ist es Ihnen nun recht, so treten Sie, mein Bruder und ich zu einer offenen Handelsgesellschaft mit gleichem Gewinn und Verlust für alle drei zusammen, ebenso bezahlt jede Partei $\frac{1}{3}$ Einlage.

Für Ihre Besorgnis würde sodann ein Salär [Gehalt] eingesetzt, welches dem Unkostenkonto belastet wird.«¹⁸

Kurze Zeit danach, am 1. Oktober 1872, erfolgte mit der Handelsregistereintragung die offizielle Gründung der Firma Spohn & Ruthardt¹⁹. Ruthardt brachte in das Unternehmen den Steinbruch und die Brennöfen in Gerhausen ein. Es ist anzunehmen, dass sich die Gebrüder Spohn zu diesem Zeitpunkt ausschließlich als Geldgeber betätigten. Aus dem obigen Schreiben geht hervor, dass Ruthardt für seine Aufbauarbeit vor Ort ein Gehalt zugestanden wurde.

Die Firma Spohn & Ruthardt verfügte zum Gründungszeitpunkt nur über ein 10 PS Lokomobil und eine Quetschmaschine. Durch das finanzielle Engagement der Gebrüder Spohn konnte sofort ein neuer Dampfkessel bei der Firma Wagner & Eisenmann bestellt werden²⁰.

Am 20. Januar 1883 wurde das Baugesuch zur Erstellung von Hochbauten beim Stadtschultheißenamt Blaubeuren eingereicht. Die zu errichtenden Werksgebäude bestanden aus

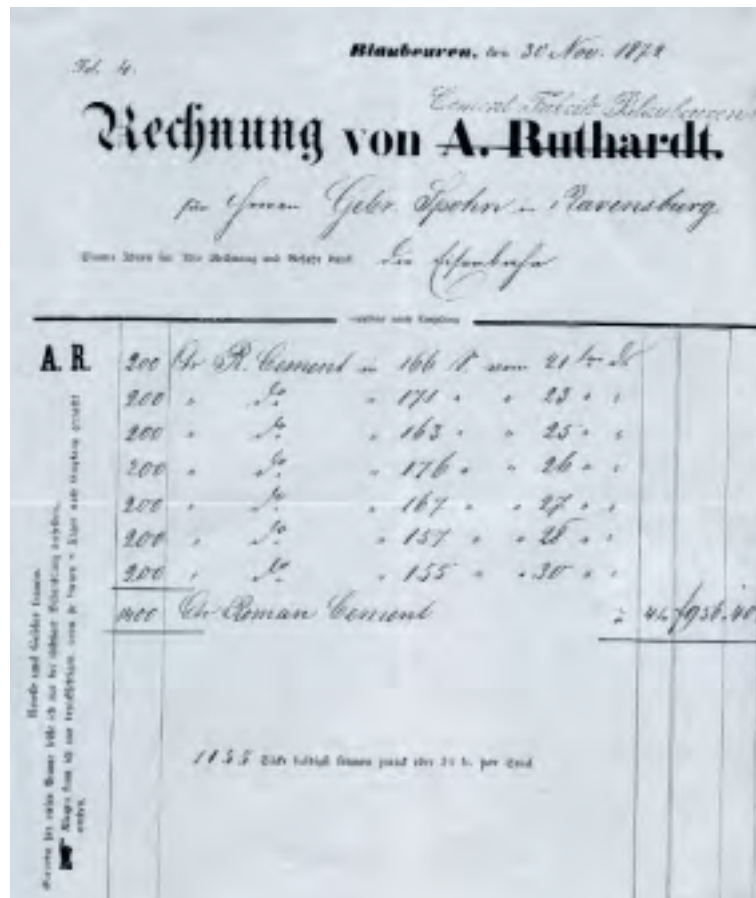


27-2-98

Das Foto entstand zwischen Rohmühle 4 und Mühlenleitstand. In der Stille des brachgefallenen Werkes wurde mir der Höllenlärm der einst produzierenden Anlage ahnbar.

einer Mühle, einem Kessel- und Maschinenhaus, sowie aus einem Hintergebäude mit Magazin. Die Tätigkeiten an verschiedenen Standorten verzögerten die Bauarbeiten erheblich, so dass das Richtfest erst am 13. 5. 1875 begangen werden konnte.²¹ Noch während die Arbeiten in Blaubeuren zu Ende geführt wurden, begannen Vorbereitungen für die Errichtung von Steintrockenöfen in Schelklingen²².

Die ersten Chargen Romanzement gingen nach Ravensburg zum Ausbau der Spohn'schen Spinnerei. Da das neue Unternehmen noch keine eigenen Mahleinrichtungen hatte, musste der in den Öfen Gerhausen, Sotzenhausen und Allmendingen gebrannte Zement mit dem Fuhrwerk in die Marxmühle befördert werden. Jacob Marx erhielt erstmals im Oktober 1872 300 fl. Mahllohn²³. Im November erfolgte der erste Brennakkord in Sotzenhausen.



Zum Zeitpunkt der Firmengründung Spohn & Ruthardt verwendetes Rechnungsformular der seit 1870 bestehenden Firma Albert Ruthardt.

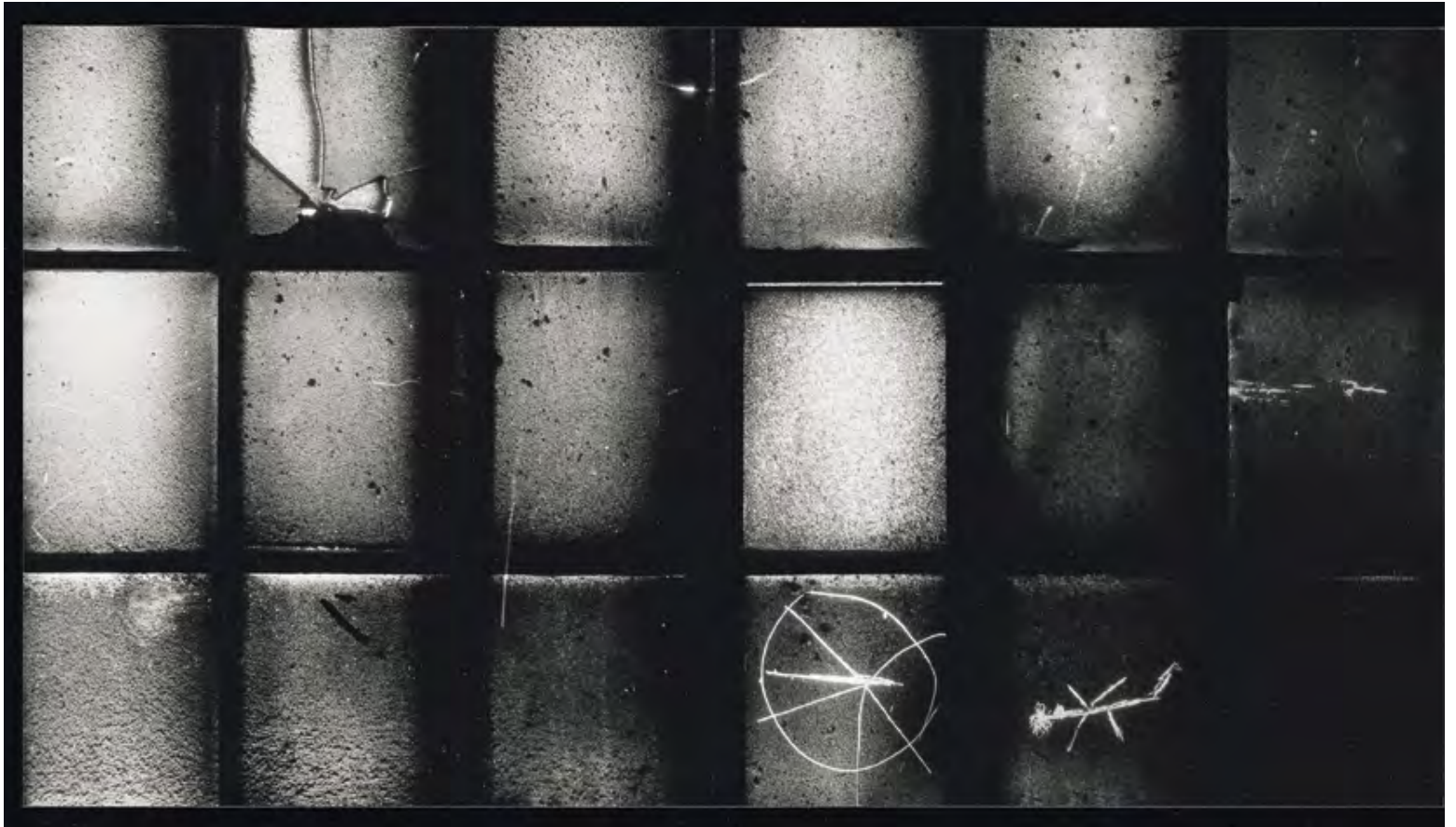
Der siegreiche Krieg 1871 gegen Frankreich mit hohen Reparationszahlungen heizte die Baukonjunktur an. Um den Absatz zu fördern, hatten sich die Firmengründer noch im Gründungsjahr zur Herstellung von Zementröhren nach eigenem Modell entschlossen. Auch das Konkurrenzunternehmen Schwenk hatte diesen Weg seit einiger Zeit eingeschlagen²⁴. Im Oktober des Folgejahres wurden bei der Maschinenfabrik Straub in Geislingen Mahlgänge bestellt. Die persönlichen Verbindungen mit der Geislinger Maschinenfabrik nutzte Spohn zu einem gemeinsamen Auftritt auf der Wiener Weltausstellung. Für die Betonfundamente der ausgestellten Masseräder erhielt das junge Unternehmen eine bronzenne Medaille.²⁵

Qualitätsprobleme und Verluste

Trotz der Auszeichnung des Produktes auf der Weltausstellung genügte der Zement nicht den Ansprüchen und Reklamationen waren an der Tagesordnung:

»Der Zement, den wir gegenwärtig von Ihnen erhalten, ist viel zu rasch und läßt nachher nach. Zu manchen Arbeiten ist er beinahe unbrauchbar.«²⁶

Den bis dahin hergestellten Romanzement erhielt man durch Brennen der sogenannten »blauen Steine« bis zur Austreibung der Kohlensäure und anschließendem Mahlen. Doch zur Lösung der Qualitätsprobleme musste sowohl die Materialzusammensetzung als auch der Produktionsprozess geändert werden. Eine Gesteinsschicht des Sotzenhausener Bruches besaß schon eine ähnliche Zusammensetzung, wie sie für die Herstellung von Portlandzement erforderlich gewesen wäre. Dieses Material mit Steinkohle gemischt und bis zur Sinterung, also bis zum teilweisen Schmelzen der Mineralien gebrannt, ergab den sogenannten Primazement, eine Art Natur-Portlandzement. Während der Romanzement 5 Minuten Abbindezeit hatte, erreichte der Primazement immerhin 15 Minuten. Dieser experimentell erworbene Fortschritt konnte allerdings die fortwährenden Verluste des Unternehmens nicht verhindern. Zusätzlich verursachten die großen Entfernungen zu den Steinbrüchen hohe Kosten²⁷.



17-2-98

Ganz am Südrand der Werksanlage, wo in einer Halle Granulierteller rotierten, gab es Fabrikfenster, die aufgrund jahrelanger Verrußung das Sonnenlicht nur noch partiell passieren ließen und Zeichen setzten.



Referenzliste der Konkurrenzfirma Carl Schwenk Ulm, 1884.

Zu der Konkurrenz des weit überlegenen englischen Portlandzements gesellte sich allmählich auch die heimische Portlandzementindustrie. So war Leube bereits seit 1864 in der Lage, Portlandzement herzustellen, der Stuttgarter Zementfabrik gelang die Herstellung 1874 und Schwenk 1881. Die wesentlichen Unterschiede zwischen Roman- und Portlandzement liegen in der etwa $\frac{1}{3}$ höheren Endfestigkeit und der $\frac{2}{3}$ höheren Frühfestigkeit des Portlandzements. Die Abbindezeit betrug beim Portlandzement ca. 6 Stunden. Je Kubikmeter fertigen Beton kalkulierte man 1884 bei Portlandzement 67,50 Mark, bei Primazement 39 Mark und bei Romanzement 18,90 Mark. Aus diesen hohen Preisunterschieden erklärt sich auch die große

Beliebtheit des Romanzements bis in die 1890er Jahre hinein. Vor allem für kleine Bauwerke und Maurerarbeiten war die schnelle Abbindezeit und die etwas geringere Endfestigkeit des Romanzements tragbar. Bei Erhärtung an der Luft erreichte der Romanzement sogar ähnliche Endfestigkeitswerte wie der Portlandzement²⁸.

Der Portlandzement hatte gegenüber dem Romanzement den Vorteil einer längeren Verarbeitungsdauer bei gleichzeitig höherer Festigkeit. Die Ansprüche an die Herstellung waren allerdings dementsprechend höher. Das Material musste bis zur Sinterung gebrannt werden und in seiner Zusammensetzung wesentlich engere Bedingungen erfüllen. Hinzu kam, dass Rohmaterial und Endprodukt sehr fein gemahlen werden mussten. Dem Unternehmen Spohn & Ruthardt fehlte dazu sowohl das technische Wissen als auch die maschinelle Ausstattung. So musste es einem raschen Preisverfall des Romanzements tatenlos zusehen. Um die Verluste zu reduzieren, versuchte Ruthardt, die Produktivität zu erhöhen.

Im November 1873 übernahm Albert Ruthardt die alleinige Verantwortung für die Gerhausener Anlagen. Der Vorbesitzer des Steinbruches und der Öfen, Felix Müller, hatte die Zementherstellung mit Nachtschicht mit 7 Männern und 2 Frauen betrieben. Auch Ruthardt scheint mit einer Nachtschicht gearbeitet zu haben, was sich aus der Anschaffung von Kontrolluhren für die Nachtarbeiter im Mai 1874 schließen lässt²⁹. Trotz aller Anstrengung gelang es ihm nicht, den Betrieb rentabel zu machen und er entschloss sich Anfang Mai 1875 aus dem Unternehmen auszuschneiden. Ein Angebot der Gebrüder Spohn vom 18. Mai 1875 an Ruthardt, die angeschafften Maschinen und Gebäudeerweiterungen zu übernehmen und mit 5 % in Gutschrift stehen zu lassen, sowie ihn mit einem Gehalt von 1000 fl. und 10% Gewinnbeteiligung als Prokuristen einzustellen, konnte ihn nicht von seinem gefassten Entschluss abbringen³⁰.



8-3-98

Formatfüllend von links bis rechts, von unten bis oben: Technik – Technik – Technik.

Klinkertransportband von der Halle des Klinkerlagers zu den Zementmühlen, darüber Schottertransportband. Dahinter im Mittelgrund Rohrkühler, am rechten Bildrand Gipssilo.



Rechnungsformular der Firma Spohn & Ruthardt. Ein Großteil der anfänglichen Lieferungen gingen an die Gebrüder Spohn in Ravensburg zum Ausbau der dortigen Fabrik und der Villa Spohn.

Die Firma bestand daraufhin als offene Handelsgesellschaft unter dem Namen »Cementfabrik Blaubeuren Gebrüder Spohn« weiter und wurde ab November 1876 von Prokurist Philipp Erath vertreten³¹. Ruthardt verließ Blaubeuren und wanderte 1877 nach Konstanz ab.³²

Cementfabrik Blaubeuren, Gebrüder Spohn

Glücklicherweise erwirtschaftete die Spinnerei in Ravensburg genügend Überschüsse, um die Verluste der Blaubeurer Fabrik zu decken. Die Gebrüder Spohn hielten unbeirrt an ihrer Idee der Portlandzementherstellung fest und gehörten selbst zu ihren besten Kunden. In den Jahren 1877/78 ließ sich Julius Spohn in Ravensburg eine Villa von seinem Freund und Architekten Robert Reinhardt aus Romazement erbauen.



Errichtung von Schachtöfen, um 1898. Nach der Errichtung der automatischen Schachtöfen 1918 wurden diese Öfen stillgelegt und Ende der 1920er Jahre abgebrochen.

Im Jahr 1886 starb Georg Spohn, zwei Jahre nach seiner Frau. Sie hinterließen 8 Kinder. Julius Spohn hatte sich verpflichtet, für deren Unterhalt aufzukommen. So wohnten zeitweise 15 Kinder in seinem Hause. Als alleiniger Firmeninhaber war er in eine ernste Existenzkrise gekommen. Einerseits musste er jährlich erhebliche Summen in die Fabrik in Blaubeuren stecken, andererseits die Erben abfinden. Auch das Ravensburger Unternehmen hatte Gewinnrückgänge zu verzeichnen, nachdem der Anbau von Flachs und Hanf nachließ und die Konkurrenz der Baumwolle die deutsche Faserindustrie immer mehr zurückdrängte. Julius setzte auf die aus Indien kommende Jute, die in England eine große Industrie beschäftigte. Unterstützung fand er in dem väterlichen Freund Johannes Merkel, Fabrikant in Esslingen, der ebenfalls einer Ravensburger Familie ent-



21-3-98

Links am Bildrand Rohmühle 6 (Pfeiffermühle), deren Mahlstaub der rechts aufragende Elektrofilter zurückhielt. Unter kolossalem Lärm blies ein Kompressor Luft in den Brennofen ein. Das schwarze Eingangsloch rechts führte zur alten Klinkertransportanlage mit eiserner Schüttelrinne.

stammte. Auch dessen Sohn, der Geheime Kommerzienrat Oskar Merkel, stand ihm in schwerer Zeit zur Seite, so dass es ihm gelang durchzuhalten³³.

Der Druck aus dem Kreis der Portlandzementfabrikanten erhöhte sich ständig. Inzwischen hatten sogar Außenseiter, wie der Bierbrauer Johann Philipp Schifferdecker in Heidelberg, mit Hilfe des Fachmannes Friedrich Schott die Portlandzementherstellung bewältigt.

Die Portlandzementherstellung gelingt

Erstmalig gelang Julius Spohn die Erzeugung von Portlandzement im Jahre 1887. Die Entscheidung, Portlandzement herzustellen, führte zur Aufstellung des ersten Ringofens 1887 mit 16 Kammern und einer Tagesleistung von 50 t³⁴.

Der erste Brand war ein vollständiger Misserfolg. Die gebrannte Masse zerrieselte und zerfiel zu Staub, denn das Mischungsverhältnis stimmte nicht. Als erfahrenen Betriebsleiter stellte man Wilhelm Haberland an. Nach vielen Versuchen gelang es ihm, die richtige Mischung herauszufinden.

In einer zeitgenössischen Darstellung beschreibt Carl Schwenk den Ringofenbetrieb. Die Darstellung ist auch typisch für den Produktionsablauf in der Firma Spohn:

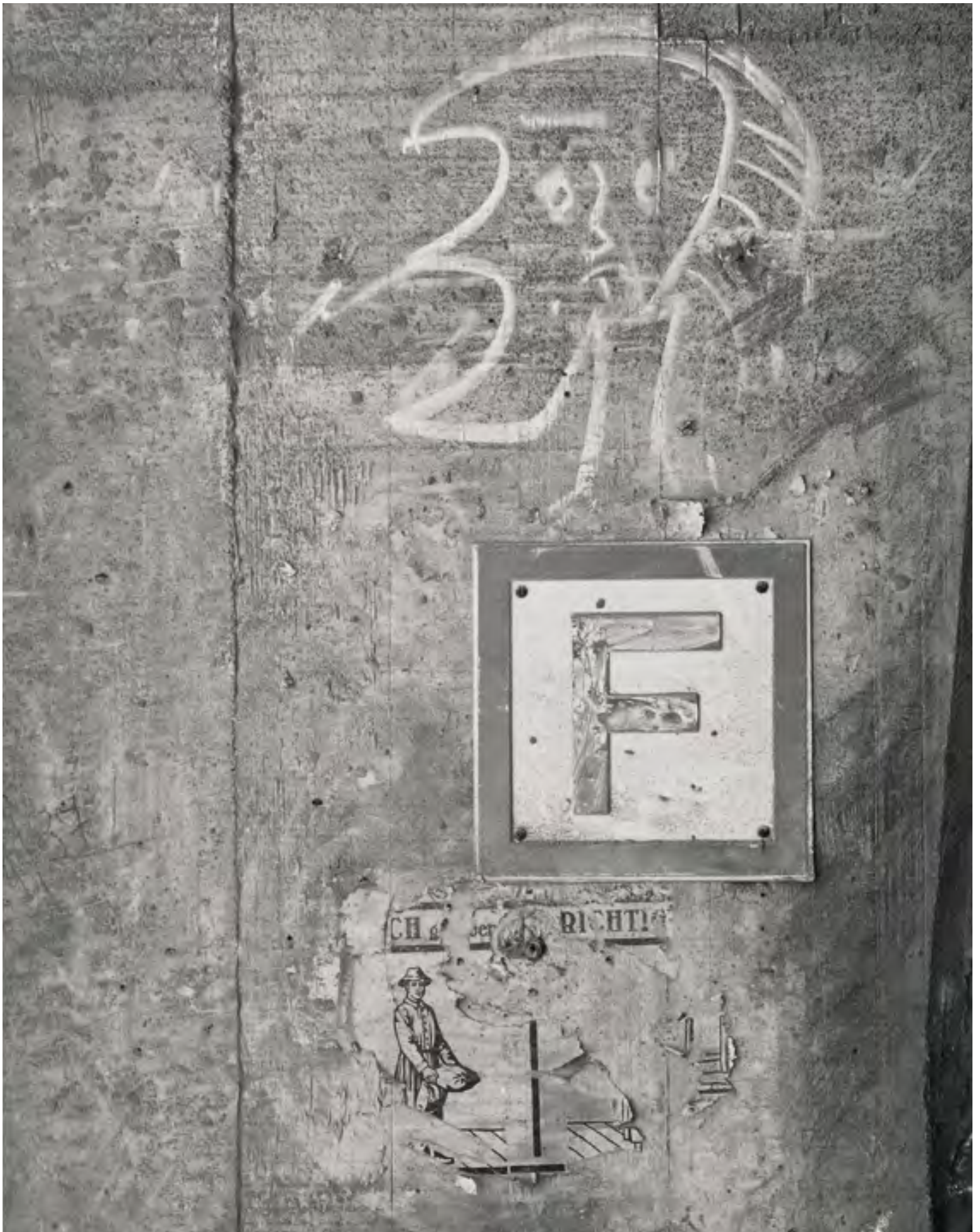
»In meinen Cementsteinbrüchen Gerhausen und Allmendingen gewinne ich aus mächtigen Lagern die zur künstlichen Fabrikation vorzüglich geeigneten, thonhaltigen Kalkmergel, welche nach bestimmten Gewichtsverhältnissen von Thon und Kalk gebracht, auf dem Steinbrecher Walzwerk und Mahlgängen in feines Pulver verwandelt und mittels Elevatoren und Schneckengetriebe in grosse Arbeitslokale geschafft werden. Das auf diese Weise erhaltene Rohmehl wird täglich einer chemischen Untersuchung auf Kalkgehalt unterzogen, und erst wenn die Gewissheit vorhanden ist, dass eine möglichst gleichartige Wechsellagerung von Kalk und Thonteilchen erfolgt ist, wird zur Verarbeitung des Rohmehls zu Backsteinen mittelst Pressen, nachdem das Pulver vorher angefeuchtet wurde, geschritten. Nach erfolgter Trocknung werden die Steine mit Coaks und Kohlen schichtenweise eingesetzt und einer hellen Weissgluth bis hin zu 2000 Grad Wärme ausgesetzt, wodurch eine poröse Masse von schwarz grünlicher Farbe entsteht und ungefähr die



Betriebslabor mit einfacher Einrichtung, um 1900.

Beschaffenheit des Bimssteines hat. Ist der Brand beendet, so müssen die gebrannten Stücke mit verschiedenen Zertrümmerungsmaschinen, die einer nicht geringen Kraft bedürfen, in ein so feines Pulver verwandelt werden, dass auf einem Sieb von 900 Maschen pro qcm höchstens 10 Procent Rückstand zu finden ist.

Der nun gepulverte la. Portlandcement wird in grossen, trockenen Magazinen lose aufgespeichert und erst vor dem Versand in vollkommen dichten Fässern von 180 kg brutto, 170 kg netto, und in Säcken à 60 und 50 kg brutto, welche mit meiner Firma versehen sind, verpackt. Die Sackverpackung ist wegen ihrer Billigkeit der Tonnenverpackung vorzuziehen; letztere ist nur dann zu empfehlen, wenn die Cemente einem langandauernden Transport und einem feuchten Lagerplatz ausgesetzt sind.«³⁵



21-3-98

Spurensuche am Tatort: Dieser aus den 20er oder 30er Jahren des letzten Jahrhunderts stammende Bildappell erinnerte die Arbeiter an das richtige Tragen der schweren Säcke. »Hier wurden die Zementsacktypen mit Papierleim überklebt, wodurch der alte Hinweis geschützt wurde. Ich weiß das, weil das in der Packerei war, wo ich 40 Jahre war«, erzählte mir einer der ehemaligen Mitarbeiter. »Wir haben anfangs in der Packerei in drei Schichten g'schafft: 4 – 12 Uhr, 12 – 20 Uhr, 20 – 4 Uhr. Später, als die Transportsachen bei Nacht scho a bissle abbremst worda send, da hat man dann blos no en zwei Schichten g'schafft«



Gesamtansicht der Portland-Cementfabrik Blaubeuren, Gebrüder Spohn AG, 1888.

Mit der gelungenen Herstellung von Portlandzement verbesserte sich augenblicklich die wirtschaftliche Situation der Fabrik, die fortan Gewinn erwirtschaftete. Dieser floss nun umgekehrt in die Erweiterung der Ravensburger Spinnerei. Dennoch blieben die geschäftlichen Verhältnisse unsicher. Als Julius Spohns Schwager, Louis Widenmann, mit einer Ziegelei in Konkurs ging, erwarb er diese 1889 wohl mehr aus Pflichtgefühl. Der Betrieb musste schließlich 1902 aufgrund mangelhaften Rohmaterials endgültig geschlossen werden³⁶.

Die Umstellung der Zementfabrik auf die Portlandzementproduktion bedeutete eine gänzliche Erneuerung der Anlagen. Große Dampfmaschinen zum Antrieb der Rohmühlen und der Zementmühlen mussten angeschafft werden. Ebenso wurden Magazine für Rohmaterial und den fertigen Zement benötigt. Das Mahlen erfolgte in Mühlen, die in der Maschinenfabrik Geislingen hergestellt worden waren. Die Mühlsteine, sogenannte Champagnersteine, bezog man aus La Ferté sous Jouarre. Das Rohmaterial kam aus den Steinbrüchen Gerhausen, Sotzenhausen und Allmendingen per Fuhrwerk. Diese Betriebsumstände verursachten hohe Kosten. Der Schachtofenbetrieb zum Mischungsbrennen wurde nach Gerhausen verlegt und der Steinbruch in Allmendingen wegen der zu großen Entfernung aufgelassen. Die gebrannten Romansteine mussten mit dem Pferdefuhrwerk zu dem über 1 km entfernten Bahnhof Allmendingen gefahren und von dort auf die Bahn nach Blaubeuren verladen werden³⁷.

Für die Steigerung der Produktion musste auch der Transport des Rohmaterials in die Fabrik anders organisiert werden. Um das Transportgewicht zu reduzieren, entschied man sich, das Material in den alten Öfen in Gerhausen vorzubrennen. Der 100 m höher gelegene Steinbruch wurde mit einer Drahtseilbahn, die von der Firma Bleichert in Leipzig-Gohlis gebaut wurde, mit den Öfen verbunden. Von den Öfen in Gerhausen führte eine Rollbahn über den sogenannten Ruckenstich, der eine starke Steigung aufwies, zur Fabrik in Blaubeuren. Zunächst erfolgte der mühsame Transport mit Pferdewagen³⁸.



Die Pferdebahn transportierte fast 20 Jahre das gebrannte Rohmaterial von den Öfen in Gerhausen nach Blaubeuren. Die Überwindung des Ruckenstichs verlangte von den Pferden größte Kraftanstrengung.

Der Freund Julius Spohns, Gottlieb Daimler, bot sich an, einen Motor zu bauen, um die Wagen über die Steigung zu ziehen. Man rechnete, dass ein Pferd einen Wagen ziehen könne und bei fünf Wagen somit eine Leistung von 5 PS notwendig wäre. Die Maschine schaffte es aber nicht einmal ohne Wagen, die Steigung zu überwinden. Es war der erste Motor, der in dieser Dimension gebaut wurde. Er lief noch längere Zeit als Ventilatorantrieb. Durch Verlegung des Gleises auf Bahnhöhe und Anschaffung von Dampflokomotiven konnte das Problem bewältigt werden.



21-3-98

Hier, vom Dach der Rohmühle 5 aus, geht der Blick nach Südosten über die riesige, rätselhaft unübersichtliche, inhomogene Industrieanlage.



Die Anschaffung eines Daimler-Motorwagens mit Verbrennungsmotor im Jahr 1889 zeigt Julius Spohns Aufgeschlossenheit gegenüber allen neuen technischen Erfindungen.

Inzwischen war der Bedarf an Zement beträchtlich gestiegen. In kurzer Zeit entstanden 1888 und 1893 weitere Ringöfen. Den dritten Ofen hatte Maurermeister Kurfess fertig gestellt. Während des Baus dieses Ofens stieg der Absatz so stark an, dass der Ofen schon mit der Fertigstellung der dritten Kammer angezündet wurde. »Um diese Tatsache bekannt zu geben, wurde ein Faß Teer ins Kamin geschüttet, das einen mächtigen Rauch entwickelte.«³⁹

Jeden Tag wurde eine neue Kammer fertig gestellt und angefeuert. Doch die Schnelligkeit rächte sich. Die Kammern waren zu breit und die Gewölbe zu flach, so dass diese sich langsam ins Feuer senkten. Der ganze Ofen musste neu aufgemauert werden⁴⁰.

Um den steigenden Kraftbedarf zu befriedigen, wurden zwei neue Dampfmaschinen mit je 400 PS aufgestellt. Am 30. 3. 1898 kam eine neue große, liegende Augsburgische Dreifach-Expansionsdampfmaschine mit 1200 PS und im Jahr 1900 ein vierter Ringofen mit einer Tagesproduktion von 400 t hinzu⁴¹. Im

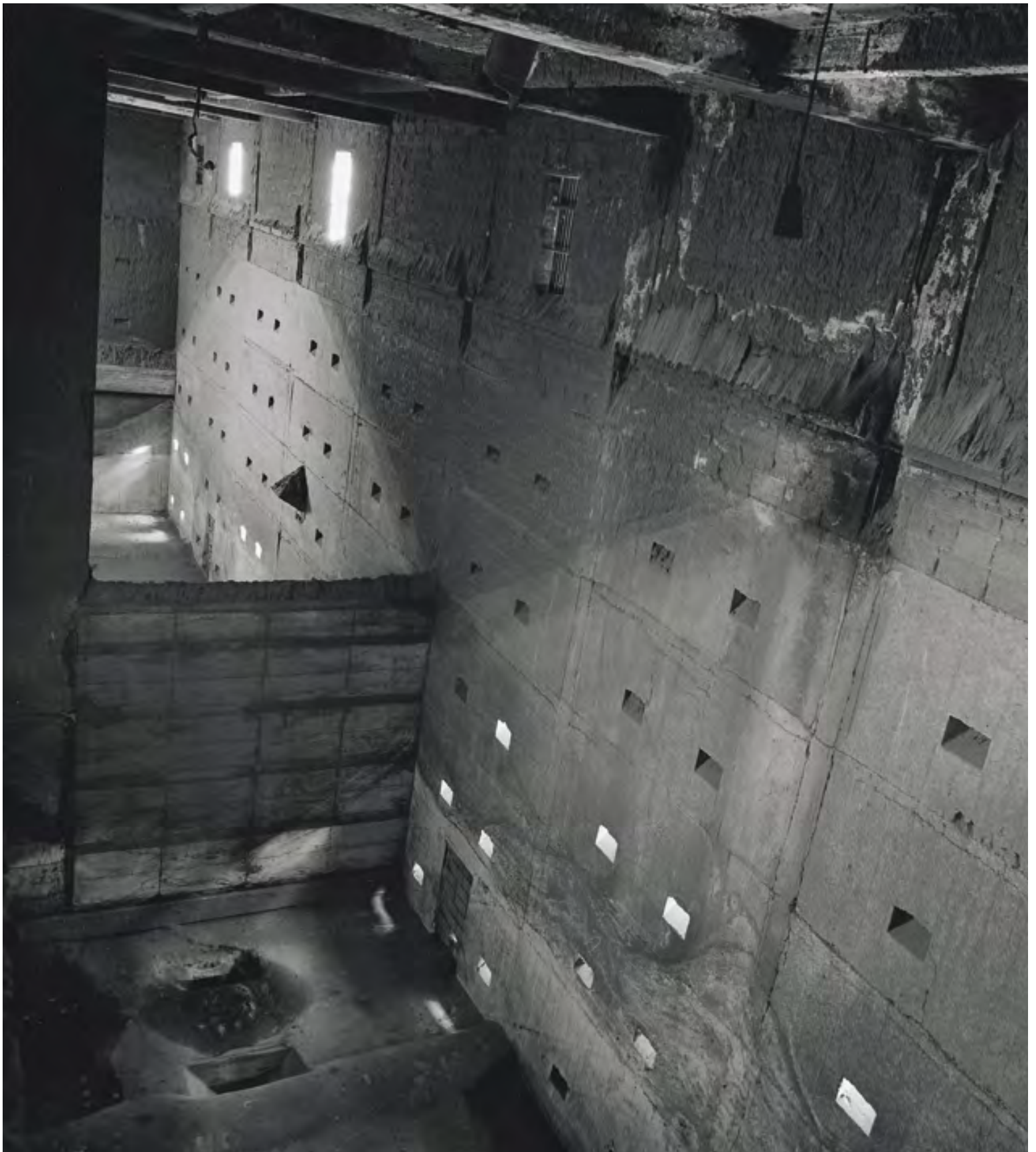


Gesamtansicht der Portland-Cementfabrik Blaubeuren, Gebrüder Spohn AG im Jahr 1898. Rechts hinten die neuen Schachtöfen. Vgl. Bilder Seite 26 und 34.

Oktober 1900 übernahm der älteste Sohn, Dr. Georg Spohn, die Leitung des Werks. Die Arbeiterzahl war auf 450 gestiegen. Hinzu kamen vier Angestellte, darunter ein Chemiker, ein Lohnbuchhalter und zwei Werkführer⁴².

Die Leistung des Steinbruchs wurde von der Rollbahn und der Kapazität der Seilbahn bestimmt. Zur weiteren Leistungssteigerung musste auch der Steinbruch in Sotzenhausen wieder in Betrieb genommen werden. Dazu war weiterer Geländeerwerb notwendig. Die Gemeinde Schelklingen war bereit, 50 Morgen Weideland abzugeben. Der Verkauf durfte nur im Aufstreich erfolgen und musste vorher allgemein bekannt gegeben worden sein. Obwohl Spohn Einfluss im Gemeinderat hatte, war zu befürchten, dass die Konkurrenz bei Einhaltung der Vorschriften versuchen würde, das Vorhaben zu verhindern.

Deshalb fuhr Spohn an einem nicht genau überlieferten Tag um 6 Uhr mit dem ersten Zug nach Schelklingen und stieg auf der linken Seite des Zuges aus, um nicht vom Stationsvorsteher bemerkt zu werden. Auf dem Rathaus verlangte er sofort das »ortsübliche« Ausschellen. Der Versteigerungstermin wurde auf 8 Uhr angesetzt. Der vorher ausgemachte Preis wurde nicht überboten. Trotzdem hatte die Stuttgarter Zementfabrik durch eine undichte Stelle davon erfahren. Das Telegramm, in dem Spohn überboten wurde, kam allerdings zu spät⁴³.



21-3-98

Hat man das jahrelang nicht betätigte schwere Stahltor einen Spalt weit aufgewuchtet und kann hineinschauen in das dunkle Innere, ist man schockiert und hingerissen zugleich über die jähe Tiefe der riesigen dämmerlichterhellten Halle, die sich so unerwartet vor einem auftut. Nach und nach unterscheiden die Augen Zonen unterschiedlicher Helligkeit. Dieser Ort ist sehr still und sehr leer.

Wir blicken in das Innere der Alten Klinkerhalle und die meterhohen Zementstaubablagerungen weisen darauf hin, dass es einmal eine Zeit gab, wo bis unter das Dach Zementklinker aufgeschüttet waren. Die halbhohe Trennwand wurde nachträglich eingezogen, um zwei Sorten bunkern zu können: Antisulfat- und Aquamentklinker.



Entladestation der Drahtseilbahn im »Cementstein-Magazin« mit einer Höhe von 15 Metern, ca. 1898.

Das Gelände in Sotzenhausen musste erst noch erschlossen werden. Eine 5 km lange Rollbahn durch das parzellierte Gelände zu legen, stieß auf großen Widerstand. Außerdem war es der Konkurrenz leicht möglich, durch Ankauf einiger Parzellen das Vorhaben zu blockieren. So kam Julius Spohn auf den Gedanken, den »Luftweg« zu wählen. Der Transport sollte über das schluchtenreiche Gelände per Drahtseilbahn führen, wobei drei Täler zu überschreiten waren.



Drahtseilbahn nach Sotzenhausen, links »Cementstein-Magazin«, rechts 3 Schachtöfen mit 62 Meter hohem Rauchabzugskamin, ca. 1898.

Auf einer Flurkarte zeichnete er eine gerade Linie vom Steinbruch zur Fabrik, die er anschließend im Gelände mit seinem Sohn Georg und einigen Vorarbeitern aufsuchte. Dabei stellte sich die grundsätzliche Machbarkeit heraus. Schließlich vermaß der Geometer Schwarz die Strecke. Die auf dem Gebiet des Drahtseilbahnbaus führende Firma Bleichert in Leipzig erhielt wiederum den Zuschlag. Der Anstieg von der Fabrik ergab einen scharfen Knick. Als die Bahn fertig war und in Betrieb genommen wurde, stellte sich heraus, dass an diesem Punkt ein entscheidender Konstruktionsfehler unterlaufen war. Das Tragseil wies an dieser Stelle immer wieder Brüche auf. Zwar konnte die Garantie der Firma Bleichert in Anspruch genommen werden, doch mussten dazu die Unterstütböcke umgebaut werden. Da der Grund der Stadt Blaubeuren gehörte, musste eine Genehmigung eingeholt werden. Unter den Stadträten hatte sich aber die Meinung durchgesetzt, dass der Fabrik für die Konzession viel zu wenig abverlangt worden war und es wurde beschlossen, für die Zustimmung zum Umbau nachträglich 6000 Mark zu verlangen. Ab dieser Zeit soll Julius Spohn das Betreten der Stadt vermieden haben⁴⁴.



21-3-98

Was war es, das mich an dieser dem langsamen Zerfall preisgegebenen Stahlwand mit ihrem maroden Ambiente fesselte: Zerfall hat Zeichnung!

Mittels Druckluft wurden über diese Einfüllstutzen riesige Staubmengen aus den Filteranlagen in die Alte Klinkerhalle zurückgeblasen.

Preiskämpfe, Kartelle und Fusionen

Ab 1855 entstanden in Deutschland in mehreren Phasen Portlandzementfabriken. Bis zum Jahr 1880 bestanden insgesamt 12 Aktiengesellschaften und einige weitere Personengesellschaften. Die Rentabilität der Aktiengesellschaften war außerordentlich gut, sofern sie qualitativ guten Portlandzement produzierten. Dividendenzahlungen zwischen 20 % und 40 % waren die Regel⁴⁵.

Zu Beginn der 1880er Jahre fand der Portlandzement bei sinkenden Zementpreisen vermehrt Anwendung im Bauwesen, was die Anzahl der Gesellschaften weiter erhöhte. Ende 1889 waren 60, 1891 bereits 76 Fabriken in Betrieb⁴⁶. Diese Zementwerke, die häufig durch Bankenkonsortien als reine Spekulationsgründungen errichtet worden waren, konnten sich jedoch in der Regel am Markt nicht behaupten und stellten die Konkursmasse für weitere Fusionen.

Wegen der starken Konkurrenz durch die zahlreichen Neugründungen kam es zu weiteren Firmenzusammenschlüssen. Den Anfang machte die Firma Leube. Nachdem die Steinbrüche der Firma in Blaubeuren erschöpft waren, musste eine Verlagerung des Betriebes ins Auge gefasst werden. Den einzigen Ausweg boten die Brüche in Allmendingen. Eine Ansiedlung war dort aber durch die bereits ansässige Stuttgarter Konkurrenz schwierig. Durch den Tod des Gründers Gustav Leube sen. im November 1881 geriet die Firma unter Handlungsdruck und musste gezwungenermaßen 1882 ein Angebot der Stuttgarter Zementfabrik Blaubeuren akzeptieren. Beide Firmen wurden zu einer Betriebsgemeinschaft unter Stuttgarter Regie vereinigt. Auch die Firma Schwenk steuerte einen Expansionskurs und übernahm in Schelklingen die beiden Betriebe von Anton Kneer (1884) und Heinrich Wolf (1897). Das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft erwarb 1904 ebenfalls in Schelklingen das Hammerstein'sche Zementwerk und 1907 die Süddeutsche Portland-Cementwerk AG in Münsingen⁴⁷.



Mitte der 1880er Jahre hatten mehrere Staaten, darunter Rußland, Österreich und die Schweiz, zum Schutze ihrer eigenen Industrie die Zölle angehoben. Auch das wachsende Versandgeschäft auf dem aufstrebenden amerikanischen Markt war infolge des scharfen Preiskampfes ruinös. Noch 1885 betrug der Exportanteil an der Gesamtproduktion 45,4 %, fiel dann aber schlagartig bis 1890 auf 22,6 % und sank schließlich 1910 auf 14,6 %⁴⁸.

Der rückläufige Exportanteil Ende der 1880er Jahre hatte eine Überproduktion auf dem Inlandsmarkt zur Folge, die zusammen mit dem Zementpreisverfall zu einem scharfen Wettbewerb und einer ersten schweren Krise führte⁴⁹.

Da es keine verbindlichen Zementnormen gab, unterschieden sich die Produkte sehr stark. Hinzu kam, dass einige Zementwerke durch verschiedene Beimischungen unlauteren Wettbewerb betrieben. Im »Verein Deutscher Portland-Cement-Fabrikanten« war bereits seit 1887 ein Sammel- und Mittelpunkt für die Industrieinteressen auf vorwiegend technischem Gebiete gegeben. Von Anfang an bestand auch dort der Wunsch nach einer Verständigung in Fragen der Wirtschaftlichkeit. Bereits 1878 gehörte die Stuttgarter Zementfabrik Blaubeuren zu den Mitgliedern, 1882 folgte Leube, 1887 Schwenk und erst 1889 die Firma Spohn.



21-3-98

Auch diese Halle ist, fotografisch gesehen, eine ergiebige Szene: Flach einfallendes Firstoberlicht gliedert und strukturiert Zonen unterschiedlicher Helligkeit und betont die Oberfläche der klar gestalteten Sichtbetonbinder.

Die Rohmühle 6 (Pfeiffermühle) von innen gesehen. Zunächst waren in dieser Halle die Schachtöfen 1 – 5. Sie wurden später abgerissen, die Halle um- und die »stehende« Pfeiffermühle eingebaut.

Anfang der 1890er Jahre kam es zu einer losen Verkaufsvereinigung verschiedener nord- und ostdeutscher Gruppen. Diese setzten nicht nur Preise und Verkaufsbedingungen fest, sondern regelten auch die Produktion durch Kontingentierung des Absatzes. Im Jahr 1893 schlossen sich 13 süddeutsche Werke in einer losen Konvention zusammen. Im gleichen Jahr hatte Julius Spohn als Reaktion auf die Fusion der Stuttgarter Zementfabrik mit Leube und den herrschenden Preiskampf mit der Stuttgarter Zementfabrik eine gemeinschaftliche Verkaufsstelle gegründet. Ansonsten stand Julius Spohn den Zementkartellen ablehnend gegenüber. Der Absatz der beiden Firmen bewegte sich im Verhältnis 4:11. Spohn erreichte in Verhandlungen, dass jeweils die Zuwächse der Produktion in die zugeteilten Kontingente einbezogen wurden. Dadurch sicherte sich die Firma zukünftige Marktanteile. Mit Maßnahmen ähnlicher Art war es der Zementindustrie tatsächlich vorübergehend gelungen, die Preise zu stabilisieren⁵⁰.

Die Jahre 1889 bis 1893 waren durch eine stagnierende bis rückläufige Zementnachfrage gekennzeichnet. Erst ab dem Jahr 1894 belebte sich das Auslandsgeschäft erneut, blieb aber hinter den Steigerungen der Produktion zurück. Ebenso stieg jedoch auch die Nachfrage auf dem Inlandsmarkt infolge starken Bevölkerungswachstums und damit verbundener erhöhter Bautätigkeit wieder an. Die günstige konjunkturelle Entwicklung führte zu einer zweiten Welle von Neugründungen. Hohe Dividenden lockten unerfahrene Spekulanten und Investoren in die Portlandzementherstellung. Die Anzahl der Portlandzementfabriken stieg von 1894 bis 1900 von 40 auf 75⁵¹. Die neu gegründeten Fabriken konnten oft die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllen. Selbst in den Jahren der Hochkonjunktur 1898 und 1899 arbeiteten 10 % aller Werke unter der Rentabilitätsgrenze⁵².

In den 1890er Jahren gewannen die Aktiengesellschaften die Oberhand, da diese die hohen Gründungs- und Betriebskosten der Zementindustrie leichter aufbringen konnten. Die älteren Zementwerke entwickelten im Gegenzug eine starke Ausbautätigkeit. Wie bereits erwähnt, hatte auch die Firma Spohn in den Jahren 1893 und 1900 durch den Neubau großer Ringöfen ihre Kapazität beträchtlich erweitert und einen Höchst-

stand an Arbeitern erreicht. Als ab dem Jahr 1900 zu der Überproduktion eine allgemeine Depression hinzu kam, gerieten auch die Zementverbände in Bedrängnis. Vor allem die neu gegründeten, in der Regel syndikatfernen, Zementwerke litten unter der Überproduktion. Mit Preisunterbietungen brachten sie schließlich auch die Verbände ins Wanken, bis diese sich auflösten⁵³.



Als ab dem Jahr 1901 bei steigender Produktionskapazität die Absatzzahlen rückläufig waren, kam es erneut zu einem starken Preissturz. Besonders hart war Süddeutschland betroffen, wo der Preis von 32,5 Mark pro Tonne im Jahr 1900 auf 23 Mark pro Tonne im Jahr 1903 verfiel. Der Zementpreis hatte vor der Gründung der ersten deutschen Zementfabrik 1855 in Stettin bei ca. 120 Mark pro Tonne gelegen. Von hier war er kontinuierlich gesunken. Mitte der 1870er Jahre hatte er 52 Mark pro Tonne und 1899 33 Mark pro Tonne betragen. Mit dem beginnenden Niedergang 1900 regten sich aber auch neue Bestrebungen zu festeren Zusammenschlüssen⁵⁴.

Im Januar 1904 entstand aus dem Süddeutschen Verband von 1893 auf einer neuen Grundlage die Süddeutsche Cement-Verkaufsstelle GmbH mit Sitz in Heidelberg. Es war vor allem Friedrich Schott von den Portland-Cement-Werken Heidelberg, der beharrlich eine Verständigung zwischen den Zementfabrikanten suchte. Bis auf die Firma Dyckerhoff, Amöneburg, die sich nur durch einen Sondervertrag anschloss, waren in der neuen



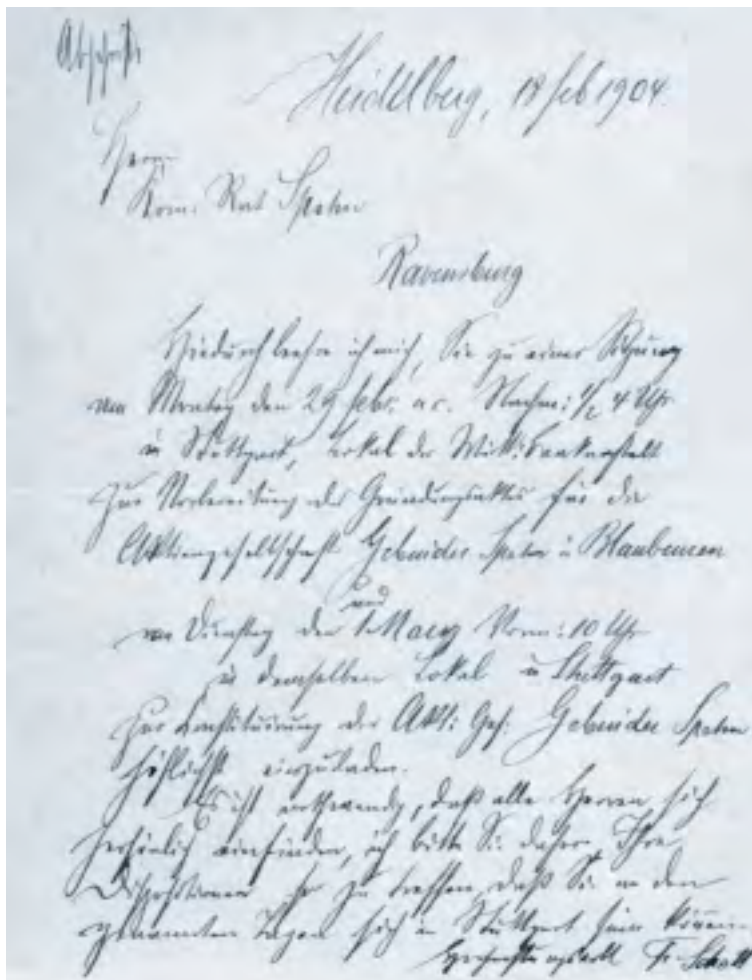
21-3-98

Nicht einer Planung aus einem Guss verdankt dieses Zementwerk sein Gesicht, sondern ständigem Ergänzen, Anstücken, Modernisieren unter Einbeziehung bestehender Bausubstanz. Das Foto dieser Dachlandschaft zeigt, zu welcher verwirrenden, reichgegliederten Baustrukturen dies führte.

Rechts vorne die Rohrkühleranlage, links oben im Bildhintergrund ein Kohlenstaubsilo mit Explosionsklappen. Genau in Bildmitte das schwere Stahltor, hinter dem sich das Dämmerlicht der Alten Klinkerhalle auftat (Seite 25).

Verkaufsstelle sämtliche 26 süddeutschen Zementwerke vertreten. Die Centralverkaufsstelle Heidelberg übernahm im eigenen Namen den gemeinsamen Verkauf. Die Generalversammlung setzte nach Maßgabe der Marktlage alljährlich Kontingente fest.

Mitglied des Aufsichtsrates. Gleichzeitig arbeitete er an der Verlagerung seiner Ravensburger Fabrik nach Neckarsulm. Schon seit Jahren hatte sich der Ravensburger Standort als ungünstig für die weitere Entwicklung der Jutespinnerei erwiesen. Auch der Tod seiner Frau 1900 mag bei dieser Entscheidung eine Rolle gespielt haben. Die Konkurrenzwerke lagen an schiffbaren Flüssen und arbeiteten wesentlich günstiger. 1904 begann er im großen Stile mit der Errichtung einer neuen Fabrikanlage mit einer Arbeiterkolonie von 100 Wohnungen, Mädchenheim, Kinderhort und Speiseräumen⁵⁵.



Einladung von Friedrich Schott von den Portland-Cement-Werken Heidelberg an Kommerzienrat Julius Spohn zur Vorbereitung der Gründungssitzung am 1. März 1904 im Lokal der Württembergischen Bankanstalt in Stuttgart.

Gründung der Aktiengesellschaft Portland-Cementfabrik Blaubeuren, Gebrüder Spohn

Die Gründung der Süddeutschen Cementverkaufsstelle hatte Julius Spohn zum Anlass genommen, sich finanziell aus dem Geschäft zurückzuziehen. Sein ältester Sohn Dr. Georg Spohn übernahm die technische Leitung und betrieb die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft. Julius verfolgte die Firma als



1000 Mark Aktie wie sie zum Gründungszeitpunkt ausgegeben wurde.



21-3-98

Schnörkellose Industriearchitektur auch hier, im Klinkerfreilager, über das sich eine Kranbahn spannt. Unten im Bild offene Kastensilos für Klinker, im Hintergrund aufragend der gewaltige Elektrofilter, für mich das Wahrzeichen des Zementwerkes Blaubeuren.

Das Betriebsvermögen der Firma Spohn war zu diesem Zeitpunkt auf 3,5 Mio. Mark geschätzt worden⁵⁶. Dieses Kapital wurde durch die Ausgabe von 2500 Aktien zu 1000 Mark und einer Kapitalaufnahme von 1 Mio. Mark gedeckt. Die Konstituierung der Aktiengesellschaft erfolgte am 1. März 1904 im Lokal der Württembergischen Bankanstalt⁵⁷.

Davon hielt Kommerzienrat Julius Spohn in Ravensburg 2496 Aktien. Die übrigen vier Aktionäre erhielten je eine Aktie. Diese waren die Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim AG in Heidelberg, das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft in Stuttgart, die Portland-Cementfabrik Karlstadt a. M., vorm. Ludw. Roth AG in Karlstadt a. M. und die Lothringer Portland-Cementwerke AG in Metz⁵⁸.



Blick vom Kühnenbuch (Südwesten) auf die Fabrikanlage, um 1910.

Zu diesem Zeitpunkt war die Firma Spohn mit einer Jahreskapazität von 160'000 t der größte Zementhersteller in der Region. Allein der Stuttgarter Konzern hatte einen Gesamtversand in ähnlichen Dimensionen, während Schwenk mit ca. 50'000 t weit abgeschlagen war⁵⁹.

Der Ausbau des Spohn'schen Zementwerks konzentrierte sich zunächst auf die Ertüchtigung der maschinellen Anlagen. In den Jahren 1907 und 1908 wurde eine Kugelmühle errichtet, die mit einer 500 PS starken Sauggasmaschine betrieben wurde⁶⁰. Die technische Ausstattung der großen Zementwerke unterschied sich wenig. Alle Zementwerke verfügten über Ringöfen für die Portlandzementherstellung und einfache Schachtöfen

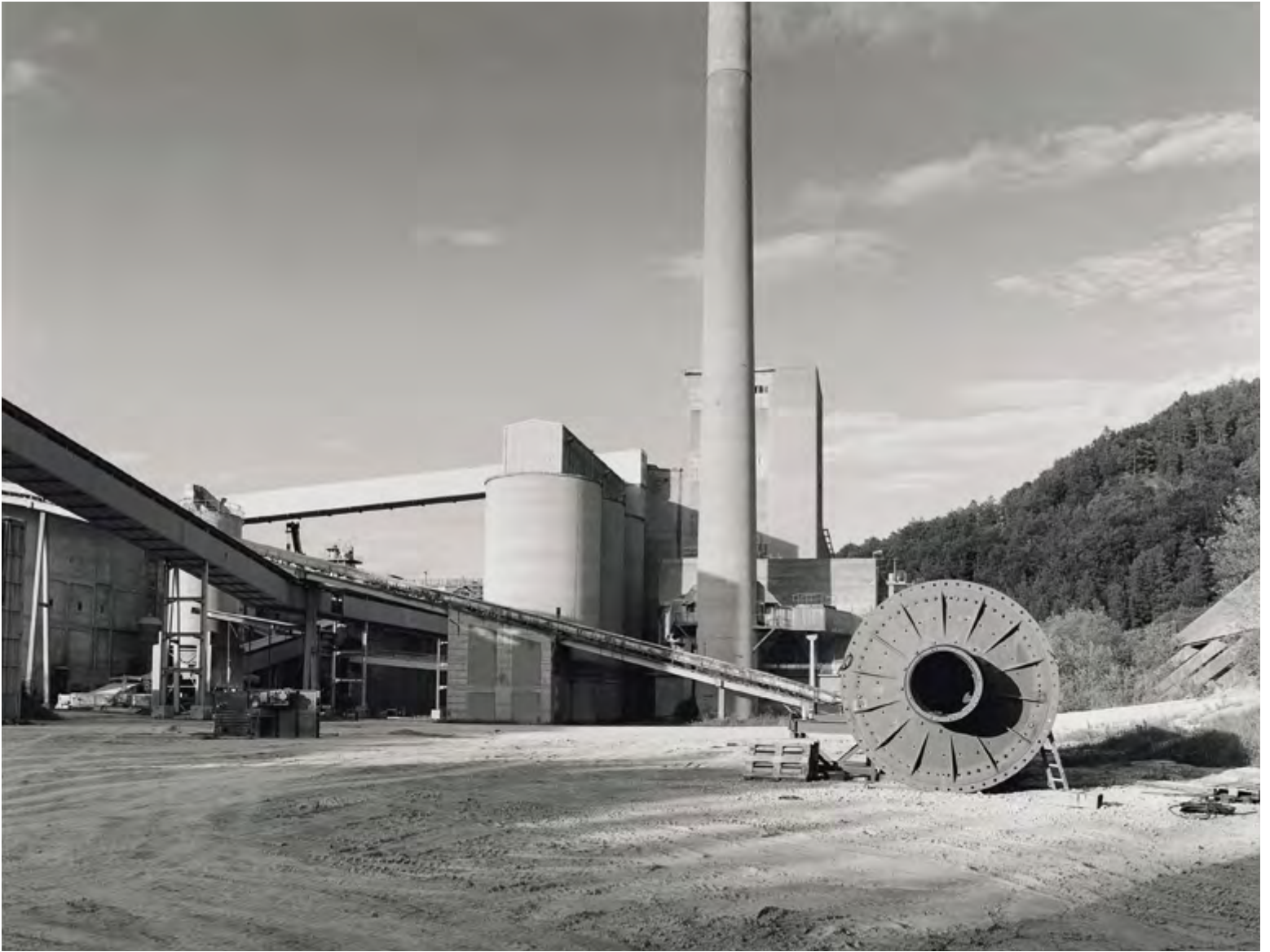
zur Produktion weiterer Zementsorten wie Roman- und Primazement. Während die badische Zementfabrik des Heidelberger Konzerns in Leimen bereits seit 1902 auf die neue Ofentechnologie der Drehöfen setzte, verhielten sich die württembergischen Fabriken im Alb-Donau-Raum abwartend. Kohle konnte nur über die Eisenbahn herangeschafft werden und war dementsprechend teuer. Der Drehofen benötigte gegenüber dem Ringofen eine sehr viel geringere Bedienungsmannschaft, erreichte aber zunächst nur niedrige energetische Wirkungsgrade.

Erster Weltkrieg

Der Beginn des Ersten Weltkrieges veränderte die Absatzsituation dramatisch. Innerhalb sehr kurzer Zeit kam die gesamte Bautätigkeit im Deutschen Reich zum Stillstand. Die Ausfuhr, die 1913 noch über 1,1 Mio. t betragen hatte, musste eingestellt werden. Von 1914 bis 1918 brach der Absatz um 74 % ein⁶¹. Während der ersten Kriegswochen war das Werk noch mit einem Großauftrag für den Festungsbau Ulm beschäftigt. Den Familien der Arbeiter leistete es eine Kriegsbeihilfe von 1,50 bis 2 Mark, Ledige erhielten 0,5 Mark. Der Absatz sank im Laufe des Jahres 1914 rasch auf 25'000 t ab. Bald war nur noch ein Ofen in Betrieb.



Teilnehmer des Ersten Weltkrieges im Jahr 1918. Im Hintergrund vermutlich Dr. Georg Spohn.



9-6-98

Die Stunde des Ausschachtens. Begehrt sind Blaubeurer Zementmühlen. Im Vordergrund die Stirnwand einer solchen Mühle, dahinter die Halle des Lepolofens (Brennofen) und dessen Homogenisiersilos.

Vielleicht passt zu diesem Bild eine kleine Geschichte, die mir in schwäbischem Dialekt Reinhold König erzählt hat: »A Rarität war des scho, dass im Zementwerk a Hasenfamilie sich aufg'halten hat. Und der isch immer morgens, wenn mir anfängen hen, um viere oder so, na isch der immer über'n Hof marschert und der hat sich also regelrecht da aufg'halten. I han au später no zum Teil Futter g'holt im Werk drenna, weil i nebaher no a kleine Landwirtschaft betrieben hab, on da han i amol an Hasa z'sammag'mäht, aber die Familie an sich hat sich immer im Zementwerk aufg'halten. Des war also a Rarität jahrelang. Und wo war das Nest? Ha, des isch so. S'hoisst ja, wo der Has fällt, da bleibt er, und des isch au so. Und der isch au oft durchmaschert, über'd Bahnlinie isch der in's außerhalb Gelände marschert, wenn's em irgendwie zu unruhig g'worden isch. Aber an sich hat er sich grundsätzlich im Zementwerk aufg'halten, weil da am wenigsten Gefahr da war vom Fuchs, sei'm grössten Feind. Was fraß er? Da hat's ja viel Klee und so Zeugs g'het so nebenher, was da en so kleine Platten g'wachsen isch«.

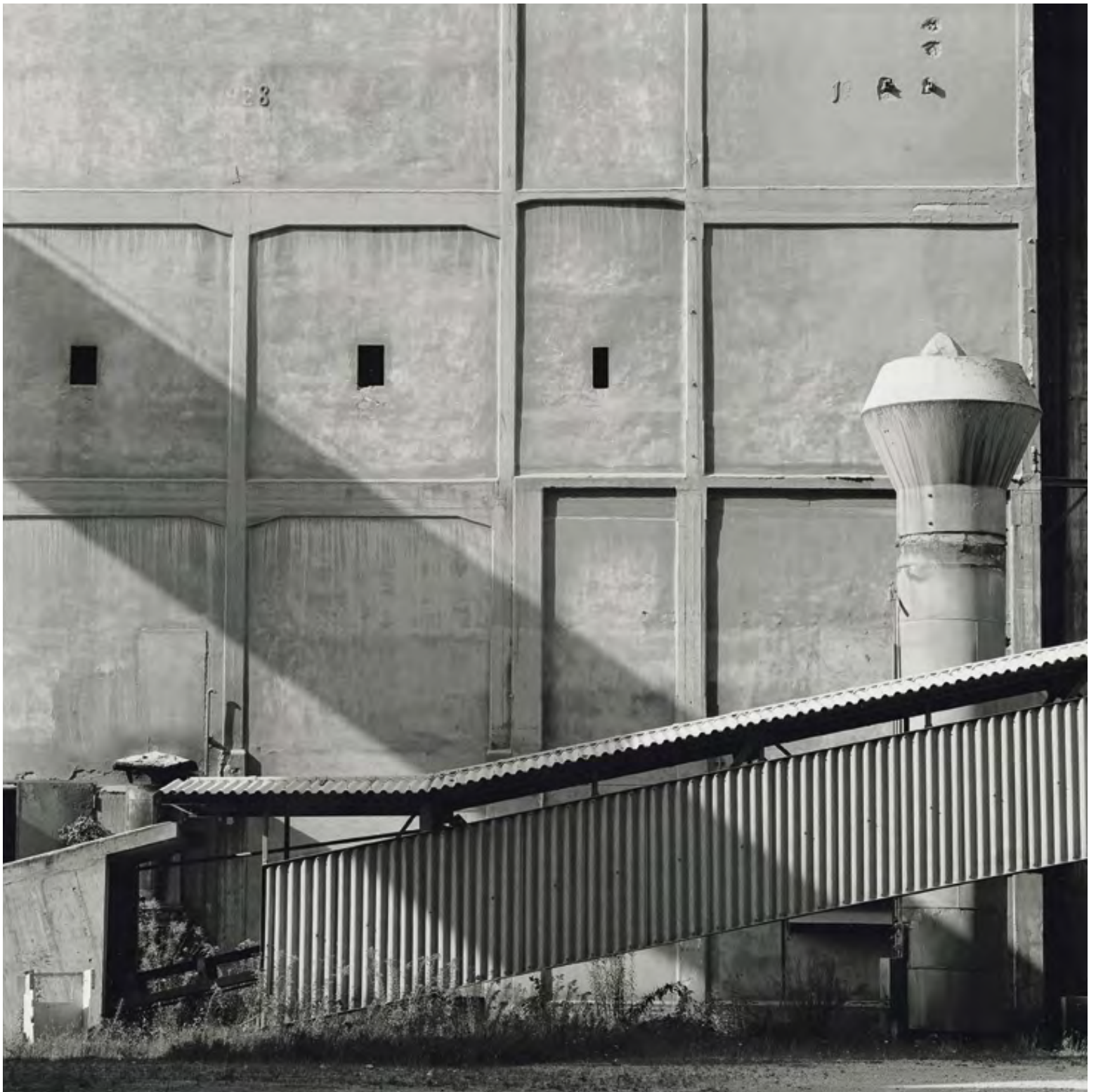
Die Einberufung der Arbeiter und die Truppentransporte an die Front banden große Transportkapazitäten der Eisenbahn. Dies äußerte sich in einer stockenden Kohlenzufuhr und einer gehemmten Zementauslieferung an die Kunden. Da die Zementhersteller nicht zu den unmittelbar kriegswichtigen Unternehmen gezählt wurden, konnten sie mit keinen bevorzugten Brennstofflieferungen rechnen. Eine allgemeine Stilllegungswelle war die Folge. Um nicht die Existenz der gesamten deutschen Zementindustrie zu gefährden, erließ der Bundesrat am 29. Juni 1916 eine Verordnung, die den Bau neuer Zementfabriken untersagte. Im sogenannten Hindenburgprogramm sollte im Kriegswinter 1916/17 die Zwangsbewirtschaftung der knappen Kohle die katastrophale Versorgungslage der Industrie beheben helfen. Die kurzfristige Steigerung 1917 zeigt einen vorübergehenden Erfolg dieser Maßnahmen an.



Arbeiter auf der Schachtofengichtbühne beim Abstoßen der Anbackungen, ca. 1918.

Die schwierigen Verhältnisse der Kriegszeit förderten weitere Konzentrationsprozesse. Schon 1911 war auf Initiative von Friedrich Schott die »Centralstelle zur Förderung der deutschen Portland-Cement-Industrie« entstanden. Unter Einbeziehung der Hüttenzementwerke ging aus ihr 1917 der »Deutsche Zementbund« als Interessenvertretung der gesamten deutschen Zementindustrie hervor⁶². Die zu Beginn des Jahrhunderts im Kampf um Preise und Absatzgebiete entstandenen Syndikate entwickelten sich zwischen 1916 und 1917 infolge der kriegsbedingten Reglementierungen zu staatlichen Zwangssyndikaten. Mit Hilfe

dieser Zwangssyndikate gelang es trotz des zusammengebrochenen Zementmarkts, den Zementpreis von zunächst 38 Mark pro Tonne auf 58 (Verkauf an den Staat) bis 65 Mark pro Tonne (Verkauf an Privatabnehmer) im Jahr 1917 zu steigern. Bis zum Ende des Krieges vermochte der Deutsche Zementbund nochmals eine Steigerung um 25 Mark durchzusetzen⁶³. Die Zementfabrik der Gebrüder Spohn profitierte von den ergriffenen Maßnahmen besonders. War noch 1915/16 ein Defizit von 270'000 Mark zu verzeichnen, so konnte bereits 1917 wieder ein Profit von 580'000 Mark erzielt werden. Wesentlich dazu beigetragen hatte auch die Erstellung der Siegfriedlinie 1917, die den Bedarf plötzlich steigen ließ, so dass 42'000 t abgesetzt werden konnten. Der Versand erfolgte hauptsächlich aus den Vorräten, da die Herstellung wegen Kohlenmangel stockte. Doch nicht nur die Brennstoffe, sondern auch die Arbeitskräfte fehlten. Schon kurz nach Kriegsbeginn kehrten die italienischen Arbeitskräfte an den Ringöfen in die Heimat zurück. Die deutschen Arbeitskräfte waren der schweren Arbeit bei großer Hitze nicht gewachsen. Aus der Not heraus kam man auf den Gedanken, Düngekalk herzustellen. Im Spätherbst 1915 konnten 350 t abgesetzt werden. Nachdem die Skepsis bei den Bauern überwunden war, florierte der Absatz und erreichte 1917 19'000 t⁶⁴. Die Kriegsverhältnisse machten deutlich, dass es höchste Zeit war, auf ein anderes Brennverfahren zu wechseln. Die bisherigen Schachtofen benötigten gegenüber den Ringöfen ca. $\frac{1}{3}$ mehr Personal, stellten sich aber beim Kohlenverbrauch ca. 20 % günstiger⁶⁵. In Zeiten der Personalknappheit und des Kohlenmangels entschied sich die Werksleitung für den automatischen Schachtofen. Mit den Schachtofen war aber nur eine Tagesleistung von maximal 50 t je Ofen möglich. Vorerst wurde eine Batterie von 4 Öfen erstellt⁶⁶. Die Errichtung der Öfen geschah in eigener Regie und begann Anfang 1918. Die Hauptarbeit leisteten 10 kriegsgefangene Italiener, die übrigen Arbeiter mussten mit Notstandsarbeiten beschäftigt werden. Die Löhne stiegen Monat für Monat. Der Umbau der Öfen fiel in eine Zeit starker Arbeiterunruhen. Spohn pendelte damals zwischen Baustelle, Nahrungsmittelkommissionen, Wohnungskommissionen, Demobilisierungsausschuss und Bezirksratssitzungen hin und her⁶⁷.



6-9-98

Wunderbar plastizierend fällt das Licht auf die alte, 1928 gebaute Hallenwand und verleiht ihrer Stahlbetonskelettkonstruktion Leben und Deutlichkeit.

Südwand der Rohmühlen 4 und 5, davor gedecktes Transportband, das, vom Klinkerlager kommend, zum Silo der Zementmühlen hinaufführte. Jedes Bauglied wurde in der Frühzeit des Stahlbetonskelettbau individuell dimensioniert und die Unterzüge wurden im Knotenbereich durch Vouten verstärkt.



Eigen entwickelter Drehrost zur Entleerung der Schachtöfen, um 1900.

Am 18. Dezember 1918 konnte der erste Ofen angezündet werden. Die Inbetriebnahme der Öfen gestaltete sich schwierig, da die Betriebserfahrung fehlte. Während für die Presslinge (Laible) im Ringofen die Menge der beigemischten Koksgriese bekannt waren, musste für die automatischen Schachtöfen die Menge des Brennstoffs erst durch langwierige Versuche neu ermittelt werden. Auch für die Verbrennungsluft, die durch einen Ventilator unter dem Rost eingeblasen wurde, gab es noch keine Anhaltspunkte.

Von Anfang Februar bis Ende März 1919 dauerte es, bis die Öfen liefen. Immer wieder stand der Betrieb wegen Kohlenmangel still. Probleme bereiteten auch die Rostentleerung und Halbbrände.

Eine überlieferte Notiz von Georg Spohn lautet »wir arbeiten nicht um zu verdienen, sondern um nicht zu verhungern.« Am 19. März 1919 schrieb er in sein Tagebuch: »Wenn das noch lange so fortgeht, so geht das nicht mehr lange so fort.«⁶⁸

Der Übergang von den Ringöfen auf den automatischen Schachtöfen, der damals völlig neuartig war, zeigte, dass das Rohmehl feiner gemahlen werden musste. In den Anfängen der Zementindustrie gab es keine Rohmühlen. Der Roman- und Prima-Zement war aus gebrannten Steinen hergestellt worden.



Alte Unterläufermühlen, ca. 1920.

Mit dem Aufkommen des Portlandzements mussten die Steine vorher gemahlen werden. Die abgebauten Steine wurden nicht vorgetrocknet. Erst die fertige Rohmehlmischung wurde in den Öfen beim Steinbruch beziehungsweise in den alten Hochöfen getrocknet und leicht gebrannt. Das Rohmehl war dementsprechend recht grob⁶⁹.

Deshalb wurde eine neue Vorbrecherei mit Titanbrecher und eine Trockentrommel angeschafft. Im Jahr 1921 wurden in der Rohmühle I versuchsweise zwei Maxeconmühlen eingebaut. Diese Mühlen arbeiteten anfangs mit Schüttelsieben, die bei geringer Leistung ständig verstopften. In einer Wolke von Staub stand der Müller und klopfte die Siebe frei. Erst der Einsatz von Windsichtern brachte einen Fortschritt. Der Anschaffung weiterer Maxeconmühlen stand damit nichts mehr im Wege. Die Unterläufer Mahlgänge 13 bis 26 in der Rohmühle III wurden nach und nach durch Maxeconmühlen ersetzt. Ende 1928 war der Umbau durchgeführt und die Entstaubung erfolgte mittels Beth-Filtern⁷⁰. In der Rohmühle III standen jetzt 10 Maxeconmühlen. Die Mahlgänge der Rohmühlen I und II wurden stillgelegt. Eine zweite Trockentrommel mit Entstaubung und ein zweiter Titanbrecher wurden aufgestellt. Den steigenden Qualitätsanforderungen genügten diese Anlagen jedoch auf



6-9-98

Das Transportband des vorigen Bildes weiter östlich gesehen. Es erstaunt mich bei dieser Fabrik immer wieder, wie disparate Funktionselemente sich zu fotogenen Szenen gruppieren. Ob heutige Industriearchitektur ähnlich ergiebig ist?

Im Bereich der Jahreszahl 1922 Doppeltreppe mit dazwischen liegendem weiteren Transportband, das Klinker (Antisulfat- und Aquamentklinker) zur Alten Klinkerhalle transportierte.



Loeschemühle I mit 100 kW Siemens-Schuckert-Motor.

Dauer nicht. Die Mahlfeinheit des Rohmehls musste weiter gesteigert werden. Eine völlig neuartige Loesche-Mühle, die gleichzeitig mahlen und trocknen konnte, sollte einen bis dahin unerreichten Feinheitsgrad ermöglichen. In Größe und Anordnung war die Loesche-Mühle eine Neuheit in Deutschland. Mit der Errichtung der Mühle erhielt die Maschinenhalle ein neues Aussehen. Bisher herrschte in der Rohmühle ein Gewirr von Transmissionen, Riemen, Staub und Lärm vor⁷¹.

Arbeitsbedingungen und Arbeitsordnungen

Seit die Zementindustrie in den 1880er Jahren mit kontinuierlich brennenden Öfen produzierte, musste im Schichtdienst gearbeitet werden. Der gesamte Produktionsbetrieb war auf den Tag und Nacht laufenden Brennprozess abgestimmt. Vor 1914 war allgemein eine 10-stündige Arbeitszeit zuzüglich 2 Ruhestunden üblich. Jahrzehntelange technische Entwicklungen hatten zum Bau von Maschinenanlagen geführt, die die Materialversorgung bzw. -entleerung der durchlaufenden Betriebsteile im Zweischichtbetrieb in 120 Wochenstunden ermöglichten.

Lange Arbeitszeiten und harte körperliche Arbeit ohne Urlaubsanspruch kennzeichneten die Arbeitsbedingungen in der Kaiserzeit. Seit 1889 verfügte das Zementwerk Blaubeuren über eine Betriebskrankenkasse, um den Beitritt zur AOK zu umgehen. Den Betriebsablauf regelte eine Arbeitsordnung von 1892. Die tägliche Arbeit begann um 6 Uhr morgens und endete um 6 Uhr abends. Sie war durch je eine halbstündige Pause am Vormittag und Nachmittag sowie eine längere Mittagspause von 1 Stunde unterbrochen. Tatsächlich mussten die Arbeiter also über 12 Stunden im Werk anwesend sein. Die Arbeitszeit konnte aber vor allem im Steinbruch saisonal variieren. Im Ringofenbetrieb mit Tag- und Nachtarbeit dauerte jede Schicht 12 Stunden und wechselte jeweils um 12 Uhr. Im Wochenrhythmus wechselte die Tag- und Nachtschicht. Im Hochofenbetrieb wechselte die Schicht jeweils um 6 Uhr. Zum wöchentlichen Wechsel von der Tag- zur Nachtschicht musste 18 Stunden gearbeitet werden⁷².

Danach betrug für einen vollbeschäftigten Arbeiter die Arbeitszeit ca. 300 Werktage ohne Anspruch auf Urlaub. Die Löhne wurden frei zwischen dem Unternehmer und dem Arbeiter vereinbart. Ausfallende Arbeitszeiten durch Unfälle, Reparaturen und Betriebsstillstände wurden nicht bezahlt.

»Wenn Unglücksfälle oder Brüche an Maschinen oder sonstige Reparaturen oder Veränderungen an Gebäuden, Maschinen, Dampfkesseln, Dampf- und Wasserleitungen und ähnliche Ursachen den Stillstand der Fabrik oder von einzelnen Betriebsabteilungen bedingen, so steht den Arbeitern kein Anspruch auf Entschädigung für die ausfallende Arbeitszeit zu.«⁷³

Ein Verbotskatalog aus dem Jahre 1892 lässt uns die Probleme eines Arbeiteralltags erahnen, ebenso die mangelnden Hygieneverhältnisse:

»Um einer Verbreitung der Tuberkulose in der Fabrik möglichst vorzubeugen, sind in den Speiseräumen Spucknäpfe aufgestellt, welche die Arbeiter zu benutzen haben. Das Ausspucken auf den Boden ist verboten«⁷⁴.

Verfehlungen gegen die Arbeitsordnung wurden mit einer Geldstrafe bis zur Hälfte des Tagesarbeitsverdienstes geahndet. Die Beträge wurden bei der vierzehntägliche Übergabe der Lohnunterlagen einbehalten.



8-11-98

Inneres eines Brennofens bei zurückgefahrenem Ofenkopf, der mit feuerfesten Steinen ausgemauert war und nur zu Reparaturzwecken weggezogen wurde. Permanent herrschte im Sinterungsbereich Höllenlärm und Gluthitze. Das Eindringen in die absolute Dunkelheit des Brennofens war eine Mutfrage, das Aufstellen und Ausrichten meiner Hasselblad-Kamera im zentimeterhohen Zementstaub eine Frage besonnener Routine.



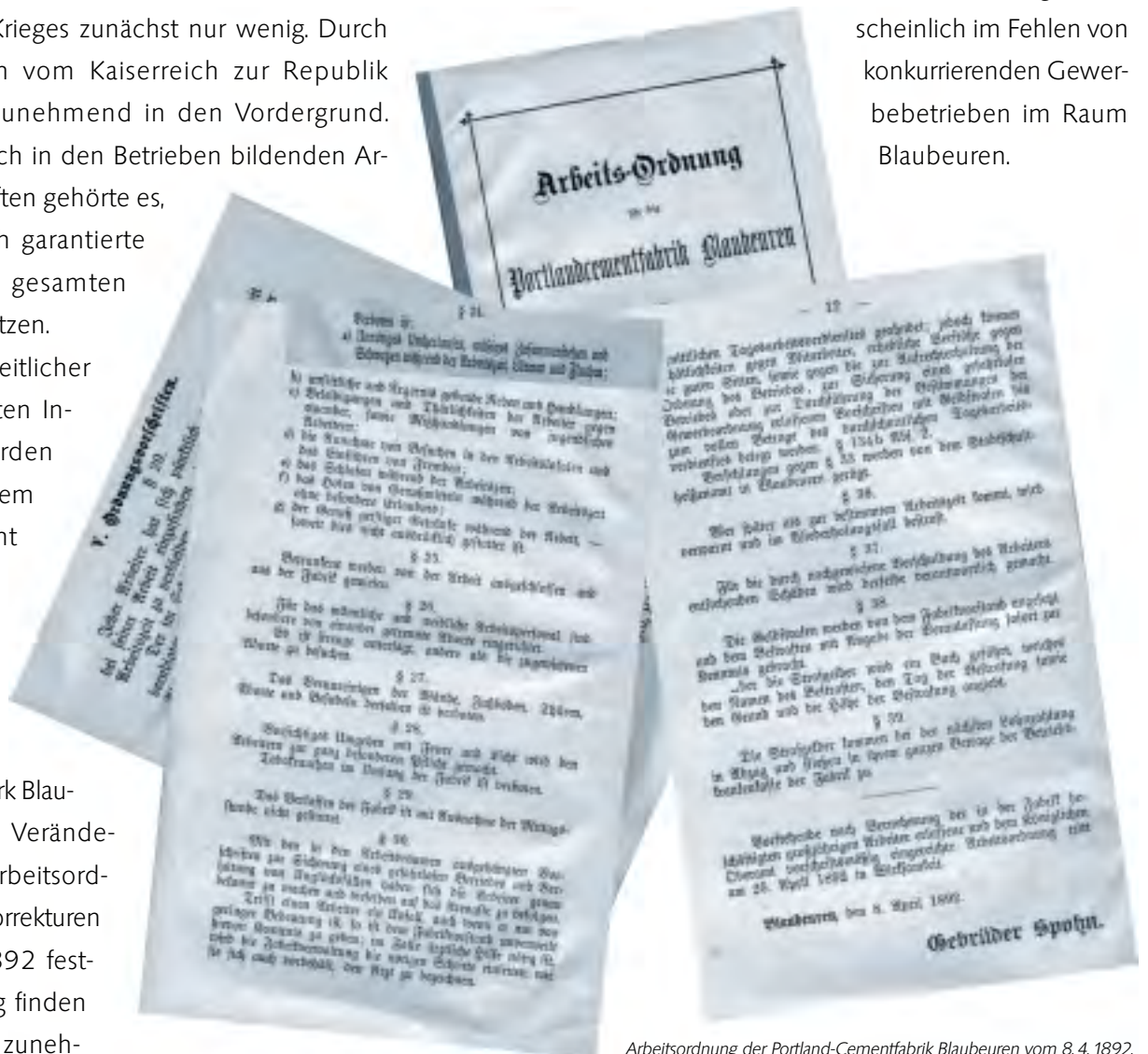
Das alte Bürogebäude (Gebäude 1) gehörte zu den ältesten Bauwerken der Fabrik. Im Laufe der Jahre war es als Zementmagazin, Unterkunftsräume für fremde Arbeiter, Labor, Comptoir und Waagstube genutzt worden.

Die wirtschaftliche Situation der Zementindustrie verbesserte sich nach dem Ende des Krieges zunächst nur wenig. Durch den politischen Umbruch vom Kaiserreich zur Republik rückte die soziale Frage zunehmend in den Vordergrund. Zu den ersten Zielen der sich in den Betrieben bildenden Arbeiterräte und Gewerkschaften gehörte es, einheitliche und gesetzlich garantierte Arbeitsverhältnisse in der gesamten Zementindustrie durchzusetzen. Als im Jahr 1920 ein einheitlicher Tarifvertrag für den gesamten Industriezweig Steine und Erden verabschiedet, aber von einem Teil der Zementwerke nicht anerkannt wurde, kam es Ende April zum Streik. Nach kurzer Zeit akzeptierten auch die württembergischen Zementwerke die Forderungen. Das Zementwerk Blaubeuren reagierte auf diese Veränderungen mit einer neuen Arbeitsordnung. Darin sind deutliche Korrekturen zur Arbeitsordnung von 1892 festzustellen. In der Neufassung finden wir sowohl Reaktionen auf zuneh-

mende Organisation der Arbeiterschaft als auch auf Vorkommnisse, die offensichtlich durch die schlechte Wirtschaftslage begünstigt wurden⁷⁵.

Die Lohnentwicklung in Blaubeuren blieb hinter der Gesamtentwicklung im Deutschen Reich zurück. Im Jahr 1892 lag der durchschnittliche Monatslohn in der Zementindustrie bei 70,20 Mark. Im Zementwerk Blaubeuren lag er noch Ende 1923 bei 78,30 Mark. Bis Dezember 1924 erhöhte er sich sprunghaft auf 121,50 Mark und stieg bis Oktober 1928 kontinuierlich auf 194,40 Mark. Aufgrund der Wirtschaftskrise fiel er bis Mai 1931 auf 178,20 Mark und lag damit im Durchschnitt der Mitteldeutschen Zementwerke. Der Grund für die geringeren Löhne im Vergleich mit denen anderer württembergischer

Zementwerke lag wahrscheinlich im Fehlen von konkurrierenden Gewerbebetrieben im Raum Blaubeuren.



Arbeitsordnung der Portland-Cementfabrik Blaubeuren vom 8. 4. 1892.



8-11-98

Der Brennofen des vorigen Bildes von unten gesehen mit Ofentisch, Lager und Antrieb. Da die Wandverkleidung schon teilweise entfernt ist, zeigt sich die früher in Dämmerlicht getauchte Halle hier in bedrohlich scharfem Licht.

§ 19.

Verboten ist:

1. der Genuss geistiger Getränke während der Arbeit, soweit dies nicht ausdrücklich gestattet ist.
2. das Rauchen während der Arbeitszeit, sowie überhaupt in den Fabrikräumen und auf den Fabrikgrundstücken, behal, das unvorsichtige Umgehen mit Feuer und Licht, sowie das Mitbringen von feuergefährlichen Gegenständen.
3. das unbefugte Verweilen in einem anderen, als dem ausgewiesenen Arbeitsraum.
4. jeder Streit und Schlägerei in den Fabrikräumen, sowie alle absichtlichen Störungen.
5. Die Einnahme von Wechsellagen, Beschmutzungen, Wollfäden usw. ohne Erlaubnis des Vorgesetzten.
6. das Einschleusen von Fremden in die Fabrikräume ohne besondere Erlaubnis.
7. politische und gewerkschaftliche Betätigung während der Arbeitszeit, desgl. das Sammeln von Unterschriften, Beiträgen, Herbeibringung von Druckschriften und dergl.
8. jeder Handel mit Gegenständen aller Art innerhalb des Betriebes.
9. Verschmutzungen der Arbeitsstellen, der Hände, Schuhsohlen, Ärmel, Knie etc.
10. Vorfertigung von Arbeiten für den eigenen Bedarf oder für Dritte während der Arbeitszeit und in den Betriebsräumen.

Anhang
auf Grund des § 25 der Arbeitsordnung.

I.

Verstöße gegen die Ordnungsvorschriften der Arbeitsordnung werden, soweit nicht bei einzelnen weiteren Folgen angedroht sind, mit Geldstrafen bis zur Hälfte des durchschnittlichen Tagesarbeitsverdienstes geahndet.

II.

Bei Todsünden gegen Mitarbeiter, bei erheblichen Verstößen gegen die guten Sitten, sowie gegen die Unfallverhütungsvorschriften und sonstige zur Aufrechterhaltung der Ordnung des Betriebs, zur Sicherung eines gefahrlosen Betriebs oder zur Durchführung der Bestimmungen der Gewerbeordnung erlassenen Vorschriften, sowie bei missbräuchlicher Benützung der Kontrollvorrichtungen, können Geldstrafen bis zum vollen Betrag des durchschnittlichen Tagesarbeitsverdienstes verhängt werden.

III.

In allen Fällen, in denen nach III. I und II eine Strafe über einen halben Stundenverdienst hinaus verhängt werden will, hat gemäß § 26 der Arbeitsordnung der Gruppenrat mitzuwirken.

IV.

In allen leichteren Fällen, in denen die Betriebsleitung eine Strafe bis zur Höhe eines halben Stundenverdienstes verhängen will, gilt folgender Strafrahmen:

1. Bei Verspätungen wird für die nicht gearbeitete Zeit kein Lohn gezahlt. Zuspätkommenden, die hier für nicht einen stichhaltigen Grund nachweisen können, wird für jede angefangenen 5 Minuten Verspätung ein Zehntel des Stundenverdienstes am Lohn abgezogen. Doch tritt bei erstmaliger kleinerer Verspätung nur eine Verwarnung ein.
2. Bei sonstigen leichten Verstößen gegen die Kontroll- und sonstigen Ordnungsvorschriften tritt erstmalig Verwarnung ein. Beim zweiten Verstoß kommen Geldstrafen bis zu $\frac{1}{4}$ Stundenverdienst, im weiteren Wiederholungsfall bis zu einem halben Stundenverdienst in Betracht. Nach wiederholter vergeblicher Verhängung von Geldstrafen kann Entlassung erfolgen.

Arbeitsordnung der Portland-Cementfabrik Blaubeuren vom 5. 10. 1922.

Die Anordnung über die Einführung des Achtstundentags für gewerbliche Arbeiter vom 23. November 1918 traf die unvorbereitete Zementindustrie hart. Die Produktivität sank auf die Hälfte des Vorkriegsjahres 1913. Der Dreischichtbetrieb erhöhte zunächst die wöchentliche Arbeitszeit auf 144 Stunden, ohne dass mit den bestehenden Anlagen die Produktion gesteigert werden konnte. Insgesamt konnten so 20% der Arbeitsleistung nicht in Produktionserhöhung umgesetzt werden. In der Zementfabrik der Gebrüder Spohn war die Produktivität von 1917 bis 1923 um 35 % gefallen. Die drastische Verringerung der Produktivität hatte aber noch weitere wichtige Ursachen. Die Mangelwirtschaft in der Zeit des Ersten Weltkriegs mit unzureichenden Schmiermitteln, Ersatzstoffwirtschaft und Kohlebewirtschaftung sowie mangelhafte Instandhaltung infolge Personalmangels hatten dazu geführt, dass die Anlagen in einem desolaten Zustand waren. Als am 21. Dezember 1923 die Arbeitszeitverordnung gelockert wurde, kehrte die Zementindustrie sofort zum Zehnstundentag zurück. Wider Erwarten kam es aber nicht zu einer angemessenen Steigerung der Produktivität auf das Niveau von 1917. Auch in Blaubeuren konnte trotz verlängerter Arbeitszeit erst 1931 wieder der Stand von 1917 erreicht werden⁷⁶.





8-11-98

Von der Gewinnung der Rohstoffe an ist die Herstellung von Zement in vielfacher Weise mit Materialtransport verbunden. So sieht man allein auf diesem Bild neben einem ausgeräumten Freiklinkerlager vier Transportbänder. Links im Bild Rohrkühler.

Die Gleichschaltung

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten profitierte insbesondere die Zementindustrie von den spontan eingeleiteten Baumaßnahmen der neuen Reichsregierung. Zwischen 1932 und 1938 stieg der gesamte Zementversand um 476 % von rund 2,8 Mio. t auf über 16 Mio. t⁷⁷.

Der Beifall der Unternehmerschaft blieb nicht aus. Nicht nur Carl Schwenk sen. verherrlichte in seinen Lebenserinnerungen das Werk Hitlers und lobte die Außerkraftsetzung der parlamentarischen Verfassung⁷⁸. Auch die Firma Spohn wurde in den Strudel der nationalsozialistischen Agitation hineingezogen und vermochte schon nach kurzer Zeit angesichts der überwältigenden wirtschaftlichen Erfolge keinen eigenständigen Kurs mehr zu halten. Die Organisationen der Nationalsozialisten machten sich im Werk breit. Allen voran die Werkschar, die unbekümmert und siegessicher ihre Parolen abgab:

»Die Werkschar fördert alles was der Betriebsgemeinschaft dient und bekämpft alles, was der Betriebsgemeinschaft schadet. Sie ist die beste Hilfe des Betriebszellenobmanns und das Bindeglied von der Gefolgschaft zu dem Betriebsführer...

Ihre hauptsächliche Aufgabe ist immer die weltanschauliche Durchdringung des Betriebes. ... Ein Weg zur Durchdringung des Betriebes mit dem nationalsozialistischen Gedankengut ist die kulturelle Arbeit, die Ausgestaltung unserer Feiern. ... In unseren Kampfliedern muss der Marschtritt der Kolonnen des Dritten Reiches zu hören sein.«⁷⁹

Bedenkt man, dass dieses Manifest in einer der jährlich zum 1. Mai erscheinenden Ausgaben »Der Spohn-Zement« ver-



Fahnenappell vor der Lehrwerkstatt in Schelklingen, 1936.
Aus Blaubeuren sind bislang keine Fotos bekannt.



Vorbereitung der Sprengung des 60 m hohen Schornsteins der Ringöfen II und III durch Pioniere aus Ulm 1936. Oberst Kreuzer hatte mehrfach Georg Spohn gebeten das Kamin sprengen zu dürfen. Nach der Sprengung waren die in die umliegenden Felder gefallenen Steine rasch von Steinesammlern aufgelesen.

öffentlicht wurde und für den Inhalt u.a. Betriebsleiter Paul Hemscheidt verantwortlich zeichnete, so lässt sich das Ausmaß der nationalsozialistischen Kontrolle über das Werk erahnen. »Der Spohn-Zement« ist heute eine der wenigen Quellen, die uns Aufschluss über interne Vorgänge im Werk Blaubeuren in der Zeit zwischen 1937 und 1938 geben. Inhaltlich enthält er neben historischen Betrachtungen zu technischen Anlagen über weite Strecken nationalsozialistische Propaganda. Rätselhaft bleibt, warum er von der Betriebsführung herausgegeben wurde und lediglich 3 Ausgaben erschienen sind. Die Agitation des nationalsozialistischen Regimes beschränkte sich jedoch nicht nur auf die Infiltration der Betriebe durch Parteimitglieder, sondern erstreckte sich auf das gesamte Wirtschaftswesen. Schon im Juli 1933 eröffnete das »Gesetz über Errichtung von Zwangskartellen« und im Februar 1934 das »Gesetz zur Vorbereitung des organischen Aufbaus der deutschen Wirtschaft« den Weg zu einer erneuten Zwangskartellierung. Unter Führung von Otto Heuer entstand der Zementbund, der ab Dezember 1937 als eigenständige Fachgruppe beim Reichswirtschaftsministerium geführt wurde.



6-1-99

Der Abbruch hat begonnen. Die Alte Klinkerhalle und ihre Umgebung vom 1100 m entfernten Rusenschloss aus gesehen. Das Zementwerk Blaubeuren stellt sich als ein weit ins vorletzte Jahrhundert zurückverfolgbares ständiges Erschaffen, Umschaffen und Erweitern dar.

Soziale Einrichtungen im Werk, mitgeteilt von einem ehemaligen Mitarbeiter: »Also, man hat in Blaubeuren a Bäckerei g'het, a Sattlerei, a Schusterei, en Kindergarten, a Kantine, wo mr selbst angebauten Apfelmmost ausg'schenkt hat om an billigen Preis. Ond zwar hat des den Grond g'het: Georg Spohn (der Firmenchef damals) muss des also irgend auf eine Art rauskriegt han, dass die Obstsäure den Zementstaub wieder löst von den Atmungsorganen. Durch des hat der des also eig'führt. Die Sattlerei hat hauptsächlich Filteranlagen gewartet, aber auch wenn einer en Rucksack hat zom näha g'het oder a Dasch, des hen dia alles g'macht«.



Der Konjunkturschub, den das Baugewerbe durch die staatlichen Arbeitsprogramme und Rüstungsprojekte erhielt, führte zu einem reißenden Zementabsatz. Nach vier Verlustjahren erwirtschaftete das Werk ab dem Jahr 1933 wieder anhaltende Gewinne. Die Investitionen in neue, leistungsfähigere Öfen und Mühlenanlagen kamen jetzt voll zum Tragen. Ab dem Jahr 1936 lieferte das Werk Blaubeuren Deckenzemente für den Autobahnbau und erreichte bei der Lieferung von Hochwertzementen einen Spitzenplatz:

»Als der Führer des deutschen Volkes mit dem ersten Spatenstich das gigantische Werk der Reichsautobahnen in den Kreislauf deutschen Schaffens einreichte, wurde auch der Zementindustrie die Aufgabe gestellt, zum Bau der Fahrbahndecken ein Qualitätszement herzustellen, der hohen und höchsten Anforderungen gerecht werden konnte. Mit nicht geringem Stolz können wir heute feststellen, daß unser Werk mit zu den ersten zählte, die für die Lieferungen von Decken-Zement in Betracht kamen. Die Bestätigung hierzu gibt uns die Tatsache, daß unser Werk in den beiden vergangenen Jahren seitens der Bauleistungen der Reichsautobahnen unter Berücksichtigung seiner Gesamtleistungsfähigkeit in einem Umfang zur Herstellung von Deckenzement herangezogen wurde, den kein anderes süddeutsches Werk erreichte.«⁸⁰



Reichsberufswettkampf in der Schlosserei, 1937.

Während beispielsweise der Anteil der Deckenzementlieferungen aller anderen Werke der Portland-Zementwerke Heidelberg im 1. Halbjahr 1936 bei 8,6 % ihres Gesamtkontingentversandes lag, betrug deren Versandanteil in Blaubeuren 35 %. Der Autobahnbau war im Wesentlichen für die stark gestiegenen Gewinne des Werks Blaubeuren verantwortlich, behinderte aber auch verschiedene Geschäftsfelder des Unternehmens. Der hohe Versandanteil an Hochwertzementen hatte dazu geführt, dass das Werk in der Versandsteigerung insgesamt hinter anderen zurückblieb. Die Auslastung des Blaubeurer Werks war so hoch, dass die Stammkundschaft teilweise auf Nachbarwerke ausweichen musste. Der Verkauf von Schwarzkalk, der häufig als Beiladung versandt wurde, war stark beeinträchtigt⁸¹.



16-1-99

Die Bulldozer leisten weiter gute Arbeit. Vom gedeckten Klinkertransportband ist nur noch die schräge Bodenbasis da, die Rohrkühler sind schon vollständig verschwunden. Rechts Gebäudeteile der Brennöfen 1 und 2. Im Bildhintergrund die Werkswohnungen »Im Köhnenbuch« und der 3000 cbm fassende Schweröltank.



Neues Kantinegebäude, 1937.

Kartelle und Verkaufsgebiete

Auch der Zementverkauf über den Süddeutschen Zementverband wirkte sich nachteilig auf die Kundenbeziehungen aus. Über Jahrzehnte hinweg hatte das Werk Blaubeuren im bayerischen Schwaben und in Oberbayern einen starken Kundenstamm aufgebaut. Vor allem der Heidelberger Konzern drängte die Süddeutschen Zementverkaufsstellen, den Versand möglichst werksnah zu organisieren und seine in Unterlieferung befindlichen Werke Marienstein, Burglengenfeld und Kiefersfelden mit Aufträgen zu versorgen. Das Spohn'sche Werk war dagegen seit 1927 (außer 1931) jeweils zum Jahresende beim Süddeutschen Zementverband in Überlieferung gekommen. Vergeblich hatte der Vorstand des Werks beim Süddeutschen Zementverband eine Erhöhung der Versandkontingente gefordert. Klagen von Kunden, dass über die Münchner Verkaufsstelle kein Spohn-Zement zu erhalten wäre und man schon einen »besonderen Herrgott« brauche, um den Zement zu bekommen, hatten schon im Sommer 1932 den heftigen Protest des Vorstandes der Blaubeurer Zementfabrik hervorgerufen. Kurioserweise lag die Ursache des Streites in der guten Qualität des Spohn-Zements begründet. Da bereits die in räumlicher Nähe liegende Stuttgarter Verkaufsstelle ständig eine dem Spohn-Kontingent entsprechende Menge nachgefragt hatte, war im Münchner Raum Spohn-Zement zur Mangelware geworden. Aus diesem Grund duldete der Süddeutsche

Zementverband auch die ständigen Überlieferungen durch Spohn, versuchte aber andererseits, den Kunden möglichst Ersatzmarken anzubieten⁸².

Um wenigstens einigermaßen den Kundenwünschen entsprechen zu können, näherte sich die Firma Spohn dem einflussreichen Heidelberger Konzern, der schon seit 1918 über ein Drittel des Spohn'schen Aktienkapitals beherrschte (1938 42,82%), weiter an. Durch das Entgegenkommen der Heidelberger konnte Spohn ein zusätzliches Kontingent von 1200 Wagen im Jahr 1936 beim Süddeutschen Zementverband von den Heidelbergern ankaufen⁸³.



Neu errichtete Wasch- und Umkleieräume im umgebauten alten Verwaltungsgebäude, Ende 1937.

Eine besondere Schwierigkeit bestand für das Werk Blaubeuren zu diesem Zeitpunkt in der Erschließung neuen Rohmaterials, da der bisherige Steinbruch in Gerhausen aufgegeben werden musste und somit plötzlich ein hoher Kapitalbedarf entstand. Im Vergleich der Produktionskapazität mit anderen Heidelberger Werken lag das Werk Blaubeuren mit seinen neuen 4 Schachtöfen an dritter Stelle. Die im Oktober 1938 begonnenen Verhandlungen hatte der Heidelberger Konzern zunächst mit der Absicht einer Vollfusion geführt, der sich die Familie Spohn aber widersetzte.⁸⁴



27-2-99

Meine Intention war, im Verlauf des Abbruchs das stufenweise in Erscheinung treten der rein technischen Apparatur zu zeigen, wie sie beispielsweise hier nach Wegnahme der Gebäudehüllen sichtbar wird und früher nicht mögliche Einblicke ins Innere der Rohmühlenhallen 4 und 5 erlaubt. Blick von Süden.

Am 15. Dezember 1938 schloss Spohn nach zweimonatigen Verhandlungen mit den Heidelberger Portland-Zementwerken einen Interessengemeinschaftsvertrag, wodurch Heidelberg die volle Weisungsbefugnis über die geschäftliche Tätigkeit zufiel. Die Familie Spohn erhielt im Gegenzug zwei Aufsichtsratsposten (Richard Spohn, Neckarsulm und Dr. Georg Spohn, Blaubeuren). Die Interessengemeinschaft wurde von einem Direktorium, bestehend aus Friedrich Kirchhoff, Otto Heuer, Richard Spohn und Dr. Georg Spohn, geleitet⁸⁵.

Neben dem Autobahnbau hielten die gewaltigen Rüstungsmaßnahmen und Kriegsvorbereitungen der Nationalsozialisten mit etwa 60 Mrd. RM die Baukonjunktur auf Hochtouren. Allein der Bedarf für den Westwall und die Wehrmacht belief sich 1938 auf 8,4 Mio. t, daneben fiel der Bedarf für die Reichsautobahnen mit 1,8 Mio. t bescheiden aus. Die deutsche Zementindustrie war somit frühzeitig in die Vorbereitungen für den Krieg hineingezogen worden. Anders als im Ersten Weltkrieg wurde sie daher rechtzeitig als »kriegswichtig« eingestuft. Per ministerieller Weisung vom 30. August 1939 blieben sämtliche Zementwerke nach dem Kriegsausbruch im September 1939 in voller Produktion, um den Bedarf für Luftschutzbunkern, Rollfeldern, Kasernen usw. decken zu können⁸⁶.

Die Kriegswirtschaft

Mit zunehmender Dauer des Krieges bereitete die hohe Zahl der Einberufungen Probleme. Obwohl zahlreiche Personen Unabkömmlichkeitsstellungen inne hatten, reichten die Arbeitskräfte bald nicht mehr aus, um das Produktionsoll zu erfüllen. Zunehmend kamen Kriegsgefangene und ZivilarbeiterInnen aus den besetzten Gebieten Osteuropas zum Einsatz. Im Juni 1942 zählte das Werk Blaubeuren neben 148 deutschen Arbeitern und Lehrlingen 28 Kriegsgefangene, hauptsächlich Franzosen. Trotz des Einsatzes von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern sanken die Produktionszahlen. Zum Ausgleich für den Absatzeinbruch beim Zement verstärkte man die Düngerkalkproduktion auf 52'000 t. Der vorübergehende Einbruch des Zementabsatzes und die sich verschärfenden Versorgungsprobleme führten im gleichen Jahr zur Schließung des modernen Schelklinger Werks des Heidelberger Konzerns. Der Gesamt-

versand der Heidelberger Werke hatte sich von 1938 bis 1944 halbiert. Das Schelklinger Werk blieb deshalb bis 1946 geschlossen. Auch das Werk Allmendingen der Firma Schwenk lag aus ähnlichen Gründen das ganze Jahr 1944 still⁸⁷.

Der Mangel an Arbeitskräften hatte sich insbesondere in den Steinbrüchen bemerkbar gemacht, da dieser Bereich bisher nur in geringem Maße von den Rationalisierungsmaßnahmen betroffen war. Die Ertüchtigung des Abbaus und der Transportkapazitäten war daher vorrangig. Ab Juli 1941 konnte eine neue elektrische Steinbruchbahn in Betrieb genommen werden. Bis zu diesem Zeitpunkt war der Gesteintransport vom Steinbruch Gerhausen mit der Drahtseilbahn zur Verladestelle an der Markbronner Straße erfolgt. Von hier aus wurde das Rohmaterial mit einer Feldbahn zum Werk transportiert. Das »Bähnle« schlängelte sich quer durch Gerhausen. Dabei mussten die Beininger Straße und die Hauptstraße überquert werden. Im Bereich des Holzbaubetriebes Bux gab es eine Ausweichstelle, wo sich die Züge kreuzten. Das Dampf bähnle musste unter vollem Dampf den Ruckenstich überwinden. Es fuhr dann durch einen Tunnel, am alten Gaswerk vorbei, ins Zementwerk⁸⁸.

Die nicht mehr benötigte Drahtseilbahn musste 1942 an den Baustab Speer-Ost verkauft werden, wo sie im Süden Russlands für eine 600 m lange Flussüberquerung gebraucht wurde⁸⁹.



Verladestation der Gebrüder Spohn AG in Gerhausen. Die Materialbelieferung erfolgte aus dem oberhalb gelegenen Bruch, die Rollbahn mit 700 mm Spurweite führte durch Gerhausen zum Werk.



7-3-99

Es ist Halbzeit im Abbruchgeschehen. Vieles steht noch, aber unversehrt ist kein Gebäude geblieben und so vermittelt dieses Bild ungewohnte Einblicke und lässt ahnen, welch gewaltige Aufgabe es war, ein solches Werk dem Erdboden gleich zu machen.

Das Werk vom Klinkerverladeturm des Klinkerlagers aus gesehen, dessen mächtiger Schatten ins Bild fällt. Am linken Bildrand vor den Zementsilos die Stahlkonstruktion der Loseverladung, deren Wandverkleidung bereits abgenommen ist.



Handverladung im Steinbruch Gerhausen, ca. 1930.

Obwohl die Zementwerke des Alb-Donau-Raums von Luftangriffen weitgehend verschont blieben, schränkte der akute Kohlenmangel zum Kriegsende den Betrieb weiter ein. Ein Teil der Zementwerke konnte die Drehöfen nur noch zur Hälfte auslasten. Das Werk Blaubeuren war hingegen durch die kleineren Ofeneinheiten in der Lage, flexibler auf diese Engpässe zu reagieren. Dennoch machte es die Kohlenknappheit erforderlich, aus den bewusst angelegten Zementbeständen zu verkaufen⁹⁰. Unter diesen Umständen entwickelte sich die Düngemergelproduktion zu einem lukrativen Nebengeschäft. Die Kohlenzuteilung für die Weißkalkproduktion war über die dem Oberkommando der Wehrmacht unterstellte Firma Wacker sichergestellt. Durch Erhöhung der Weißkalkproduktion ließ sich zudem eine größere Anzahl von Arbeitern halten. Die Produktion von 3500 t wurde von 24 Arbeitern betrieben, bei einem Einsatz von 60 Arbeitern konnte diese auf 10'000 t erhöht werden⁹¹.



Drei-Stützen-Packmaschine, ca. 1935.

Gegen Jahresende 1944 machten sich die Stromeinschränkungsmaßnahmen negativ bemerkbar. Im Juli fiel schließlich noch ein Antriebsmotor einer Loesche-Mühle aus, wodurch der Betrieb nur mit zwei Öfen aufrecht erhalten werden konnte. Die Beschaffung des Kupfers für die Motorenwicklung dauerte mehrere Monate. Notgedrungen mussten die alten Maxeconmühlen wieder in Betrieb genommen werden. Engpässe bei den Transportkapazitäten bewirkten, dass beispielsweise die Anlieferung von Gips und Kohle zeitweilig zum Erliegen kam und so auch große Rüstungsprojekte der Organisation Todt nicht mehr erfüllt werden konnten. Um unter diesen Umständen überhaupt noch Zement produzieren zu können, musste zur Erfüllung des Produktionssolls der Anteil der Hochofenschlacke ständig erhöht werden⁹². Gleichzeitig verlangte auch der Sonderring Kalk die Erfüllung des Solls bei der Düngekalkherstellung, was zwangsläufig zu Konflikten mit den Forderungen des Sonderrings Zement führte⁹³.



6-3-99

Bei diesem Bild galt es, den hohen Kontrast zu bewältigen, um einerseits die technischen Innereien im Halbdunkel ohne Zeichnungsverluste wiederzugeben und andererseits die fein abgestuften Tonwerte sauber auszutrennen.

Neben dem Schrägrohr, etwa in Bildmitte, der Filter von Rohmühle 4, der den Mahlstaub absaugt, filtert und der Mühle zurückgibt. Die Rohmühle 5 links daneben hat den moderneren Elektrofilter, damals ein Novum im Werk.

Doch nicht nur Versorgungsprobleme schränkten den Betrieb ein. Auch die Tatsache, dass der kaufmännische Betriebsleiter Paul Hemscheidt ohne Unterstützung durch die technische Betriebsleitung auf sich allein gestellt war, bereitete Probleme. Betriebsleiter Doderer war bereits seit August 1939 eingezogen und der technische Direktor Dr. Eberhard Spohn war seit Mitte 1940 bei der Luftwaffe in Karlshagen. Eine Eingabe beim Leiter des Sonderrings Zement, Wilhelm Anselm, Dr. Eberhard Spohn einen Arbeitsurlaub zu gewähren, blieb erfolglos⁹⁴.

Die Nachkriegsjahre

Am 23. April 1945 zogen die Amerikaner kampflos in Blaubeuren ein. Am folgenden Tag, seinem 75. Geburtstag, wurde Georg Spohn samt Familie gezwungen, sein Haus zu verlassen. Auch in den folgenden Tagen und Wochen musste er mehrfach seinen Aufenthaltsort ändern. Nachdem die Fabrik am 7. Mai 1945 von den Amerikanern besichtigt und der Zementbestand aufgenommen worden war, konnte sie ab dem 15. Mai wieder betreten werden. In geringem Umfang wurde die Herstellung von Schlackensteinen aufgenommen. Da alle Transportwege unterbrochen waren, dauerte es annähernd zwei Monate, bis ein halbwegs geregelter Betrieb wieder aufgenommen werden konnte. Auch der Versand war vollständig zum Erliegen gekommen, da die vorrästigen 5000 t Zement beschlagnahmt waren und nicht an Deutsche verkauft werden durften.

Trotz seines hohen Alters hatte Dr. Georg Spohn die veränderte Situation rasch analysiert. Am 25. Mai 1945 fasste er ein einseitiges Papier ab, in dem er sein momentanes Stimmungsbild festhielt:

»Zum Gedächtnis. Es sind über 4 Wochen verflossen, seit der Feind im Lande ist und Deutschland bedingungslos kapituliert hat. Das angeblich 1000-jährige III. Reich ist dahin, nachdem sich ganz Deutschland vor der ganzen Welt unsterblich blamiert hat, denn Hitler und alle seine Parteifunktionäre haben in einer Weise regiert, wobei sie nur in ihre Tasche gearbeitet haben, dass es eine Schande ist. Die wenigen, die das nicht getan haben, bilden eine Ausnahme. Alle Greueltaten, die sie während des Krieges dem Feind nachgesagt haben, wurden

von ihnen selber sowohl am Feind, als auch an den eigenen Landsleuten, soweit sie nicht Parteimitglieder waren, begangen. Der Führer ist von der Bildfläche verschwunden, über die näheren Umstände seines Todes hat man bis jetzt noch nichts näheres in Erfahrung bringen können; seine Helfershelfer hat aber das gerechte Schicksal ereilt, man kann sagen, sie haben den idealen Nationalsozialismus und damit das Deutsche Reich buchstäblich kaputt geschlagen. Der Untergang des Abendlandes ist gekommen und ein neues Zeitalter bricht an.«⁹⁵ Seine Verurteilung des Nationalsozialismus und sein Bekenntnis zum neuen noch unbekanntem Zeitalter stehen neben seinen Lobpreisungen auf den nationalsozialistischen Wirtschaftsaufschwung. Seine deutschnationale Grundeinstellung ist überliefert, doch über wirtschaftliche Interessen hinaus hat er sich nie zum Nationalsozialismus bekannt. Ähnliches gilt auch für Paul Hemscheidt.



Verladeband für Sackware, ca. 1935.



6-3-99

Dieselben Rohmühlen groß im Bild.

Die Besetzung des Werks durch die Amerikaner hatte weitreichende Folgen. Sowohl die Firma Spohn als auch der Heidelberger Zementkonzern waren bald von den Alliierten unter treuhänderische Verwaltung gestellt und einer Vermögenssperre unterworfen worden. Beide Firmen standen 1946 unter dem Aufsichtsratsvorsitz von Richard Spohn. Zudem hatten die Alliierten die Auflösung der Kartelle und Syndikate angeordnet. So mussten unter den schwierigen Nachkriegsbedingungen die Verkaufsorganisationen neu aufgebaut werden. Mit der Besetzung des Werks Blaubeuren durch die Amerikaner war ein zweimonatiger Stillstand verbunden. Insgesamt erreichten die Versandzahlen des Jahres 1945 lediglich ein Drittel des Jahres 1944.



Großraumbüro im neuen Verwaltungsgebäude, 1936.

Der bisherige, sehr beliebte Betriebsleiter Paul Hemscheidt wurde im Herbst 1945 von seinem Posten enthoben und durfte lediglich in untergeordneter Stellung im Steinbruch weiter beschäftigt werden⁹⁶. Erst im Januar 1947 konnte er wieder als Vorstandsmitglied in leitender Position tätig sein. In der Zwischenzeit hatten Dr. Alfred Beitlich die technische Leitung und August Marquardt die kaufmännische Leitung übernommen. Als Vorstand war Dr. Ehrhart Schott von den Portlandzementwerken Heidelberg eingesetzt worden, da Dr. Eberhard Spohn in den USA dienstverpflichtet worden war. Am 17. Juli 1947 erlag Paul Hemscheidt unerwartet einem Herzschlag. Die Wahl

der Nachfolge folgte einer Empfehlung von Curt Loesche und fiel auf Dr. Claus Kühl, einem Studienkollegen von Dr. Eberhard Spohn. Kühl war zuvor in leitender Stellung in der Zementfabrik Nienburg/Saale tätig. 1948 übernahm er zunächst die technische Leitung und wurde ein Jahr später mit der Werksleitung beauftragt. Am 11. März 1948 starb Dr. Georg Spohn⁹⁷.

Wiederaufbau und Wirtschaftswunder

Im Jahr der Währungsreform 1948 ging auch die Zwangsbewirtschaftung durch die Alliierten zu Ende. Am 20. Juni waren im Werk Blaubeuren alle brauchbaren Silos mit Zement gefüllt, der Betrieb in Erwartung einer Absatzkrise stillgelegt und auf Großreparaturen umgestellt. Die Nachfrage nach Zement setzte allerdings so stark ein, dass bereits am 5. Juli die Zementmühlen wieder im Dreischichtbetrieb laufen mussten. Nach dem Ende der Bewirtschaftung trat außerdem eine völlige Verschiebung in den Absatzmärkten ein. Während bisher der Absatz zur Hälfte an das Landwirtschaftsamt und zur anderen Hälfte im Tausch an die Lieferanten von Kohle, Papiersäcken und Betriebsmaterialien gegangen war, wurde nun 70% des Absatzes nach Bayern geliefert. Aufgrund des Waggonmangels verlagerten sich die Transporte zunehmend auf LKWs⁹⁸.





7-3-99

Tatwaffe vor Tatopfer.

Die Rohmühle 5 von Westen gesehen. In der rechten Gebäudehälfte sieht man den trichterförmigen Zyklon und rechts daneben einen Elektrofilter. Im linken Gebäudeteil war ein Schlauchfilter installiert. Diese Rohmühle hatte keinen Elektrofilter.

Mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 stand der wirtschaftliche Wiederaufstieg offen. Im Jahr 1950 begann ein beispielloser Boom für die deutsche Zementindustrie. Die Ursache des enormen Aufschwungs lag in den hohen Zuwachsraten des Baugewerbes, das sich zwischen 1950 und 1965 um 600 % steigerte. Der bundesdeutsche Zementabsatz vervierfachte sich im selben Zeitraum⁹⁹.

Im Jahr 1950 erzeugte das Blaubeurer Zementwerk bereits über 229'000 t und hatte damit die bis dahin höchste Produktionszahl von 1936 um mehr als das Doppelte übertroffen. Die verstärkte Verwendung von Beton als Baumaterial ließ auch einen Markt für verschiedene Spezialzemente und Mörtel entstehen. Im Werk Blaubeuren wurde in Zusammenarbeit mit dem Hauptlabor u. a. der Höchstwertzement PZ 475 (1956), PM-Binder (1958), Dur-Atherm HOZ 275 (1962) und ANTI-SULFAT PZ 375 (1963) entwickelt.



Ofenkopf des Lepolofen II, 1965.

Die sprunghaft gestiegene Nachfrage verlangte nach einem Ausbau des Werks. In Abkehr von der bisherigen Schachtofenphilosophie erhielt das Werk 1955 den ersten mit »Dr. Georg Spohn« betitelten, leistungsfähigen Lepolofen (LO I). Im folgenden Jahr gingen das Werk Blaubeuren und das Werk Schelklingen eine »Zement-Verkaufsunion« ein. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich bereits die Absatzgebiete im Alb-Donau-Raum konsolidiert und entsprachen dem Vorkriegsstand. Die Zusammenarbeit zwischen dem Heidelberger Konzern und dem Werk Blaubeuren, die 1904 mit einer Aktie begonnen

hatte und seit 1938 durch einen Organvertrag geregelt war, führte am 22. Juni 1966 schließlich zur Eingliederung des Unternehmens in den Heidelberger Konzern. Für das Werk Blaubeuren ermöglichte die Eingliederung in den finanzstarken Heidelberger Konzern die Realisierung eines zweiten Lepolofens, der angesichts anhaltender Hochkonjunktur dringend gebraucht wurde.



Ofengebäude des Lepolofen II, 1965.

Noch 1966 konnte der zweite Lepolofen (LO II) mit 1350 Tages-tonnen in Betrieb genommen werden, worauf die bisherigen Schachtofen stillgelegt wurden. Die Errichtung des zweiten Lepolofens war mit einer Umstellung des Energieträgers auf Schweröl und der Errichtung der zugehörigen Anlagen verbunden. In den 60er Jahren rollte eine Rationalisierungswelle durch die gesamte Zementindustrie. In Blaubeuren kamen neue Zementmühlen hinzu und die Rohmaterialgewinnung erlebte eine gewaltige Effizienzsteigerung. Mit dem Bau eines Förderbandes vom Steinbruch zum Werk erfolgte die Stilllegung der Steinbruchbahn.



12-3-99

Die Jahreszahl 1922 an der Stirnwand der Rohmühle 6 begegnet uns auch auf diesem Bild. Das Stahlfachwerk der Alten Klinkerhalle überstand zwei Sprengungen, erst bei der dritten stürzte es ein.



Neue elektrische Gasreinigung, 1965.

Energiepreiskrise und Konjunkturunbruch

Der Anstieg der Ölpreise Anfang der 70er Jahre brachte eine vorübergehende Umstellung auf den Erdgasbetrieb. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte es trotz konjunktureller Schwankungen in der Absatzentwicklung der Zementindustrie ein beständiges Wachstum gegeben. Der absolute Höhepunkt wurde 1972 erreicht. Erst die durch den Ölpreisschock von 1973/74 ausgelöste Verteuerung der Energie führte zu einem konjunkturellen Einbruch im Baugewerbe.

Nach der Ölpreiskrise 1973 zogen die Erdgaspreise allmählich nach, so dass eine Rückkehr zum Schwerölbetrieb beschlossen wurde. Wegen der kontinuierlich gestiegenen Ölpreise wurde schließlich 1981 der gesamte Betrieb auf Kohlenstaubfeuerung umgestellt. Diese Maßnahme war eine der letzten großen Investitionen in die Anlagen des Werks.

Das Ende

Mit der Fusion der beiden Standorte Schelklingen und Blaubeuren zum »Werk Blautal« im Jahr 1976 und der Übernahme der Werksleitung durch den bisherigen Werksleiter in Schelklingen, Heinz-Peter Kadel, waren die Prioritäten gesetzt worden. Im selben Jahr trat der langjährige Werksleiter von Blaubeuren, Dr. Claus Kühn, in den Ruhestand. Nachdem der Standort Schelklingen mit einer Produktionskapazität von 1,5 Mio. t im Jahr zu einem der größten und modernsten Zementwerke



Nachtaufnahme (Nordwesten), ca. 1965.

Deutschlands ausgebaut worden war, konnte die Stilllegung des Werks Blaubeuren nur noch eine Frage der Zeit sein. Als Ende Mai 1989 gegenüber der Blaubeurer Öffentlichkeit die Schließung bekannt gegeben wurde, wollten es viele nicht wahr haben. Die rückläufige Bautätigkeit ließ andererseits keine Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Stilllegungspläne aufkommen. Doch glückliche Umstände sollten das Blatt noch einmal wenden. Die Öffnung der Mauer am 9. November 1989 ermöglichte die politische Wiedervereinigung mit Ostdeutschland. Der Modernisierungsaufwand, der auf eine Billion Mark geschätzt wurde, ließ einen neuen, großen Konjunkturschub erwarten. Die Schließungsabsichten für das Werk Blaubeuren wurden daher im Februar 1990 zunächst zurückgestellt. Doch schon wenige Jahre später war der Konjunkturschub vorbei. Außerdem führten starke Zementimporte aus Osteuropa dazu, dass nur noch eine 25-prozentige Auslastung des Zementwerks Blaubeuren erreicht werden konnte. Zur Jahresmitte 1995 stellte die Heidelberger Zement AG deshalb den Ofenbetrieb ein. Nur der Mahlbetrieb arbeitete bis zur endgültigen Stilllegung weiter. Am 24. November 1997 verließ der letzte Silozug das Zementwerk Blaubeuren. Nur wenige Wochen nach dem 125-jährigen Firmenjubiläum ereilte das Werk mit der Schließung das gleiche Schicksal wie zahlreiche Zementfabriken in der Umgebung. Mit Beginn des neuen Jahrtausends waren alle Anlagen und Gebäude beseitigt – eine Fabrik ist verschwunden.



12-3-99

Die in kein Dämmerlicht mehr getauchte Alte Klinkerhalle ist bereits halb abgebrochen. Im Hintergrund rechts die Zementmühlen 2 und 1. Im Umfeld dieser Zement- oder Kugelmühlen war ein Geräuschpegel von bis zu 115 dB(A), Gehörschutz war Vorschrift. »Früher stopfte man sich Putzwolle in die Ohren«, versicherte mir ein ehemaliger Arbeiter. 60 Tonnen Stahlkugeln unterschiedlicher Größe zertrümmerten in einer solchen Mühle die Zementklinker zu feinstem Zementpulver.

Jörg Martin

Die Stadt Blaubeuren und das Spohn'sche Zementwerk

Industrielle Arbeitstechniken in Blaubeuren

»Die Industrialisierung wurde in Blaubeuren mit der Gründung der Cementfabrik eingeleitet«, behauptete im Jahre 1967 die Werkszeitung der Portlandzementwerke Heidelberg¹⁰⁰. Stolz stellte sich die Firma mit dieser Aussage an die Spitze der Umwandlung Blaubeurens vom Landörtchen zur modernen Stadt. Werbung oder schlichte Tatsache? Wurde Blaubeuren durch das Zementwerk zu der Stadt, die wir heute kennen? Oder hatte das Zementwerk überhaupt keinen Einfluss auf die Entwicklung der Stadt?

Es war im Raum Blaubeuren nicht die Zementindustrie, die als erste auf die Möglichkeiten einer mechanisierten Produktion aufmerksam geworden ist. Im Gegenteil arbeitete die Zementindustrie in den ersten Jahren ihres Bestehens ausgesprochen traditionell. Die erste Blaubeurer Zementfabrik, jener Betrieb von Johann Daniel Weil, der 1838 in der Gerbergasse eingerichtet worden war, besaß nicht viel mehr als einen Brennofen, wie er seit Jahrhunderten aus der Kalkherstellung bekannt war, und eine Werkbank, auf der das gebrannte Gestein zerkleinert wurde. Erst einige Jahre nach der Werksgründung machte man sich das älteste und dennoch technisch fortgeschrittenste Blaubeurer Gewerbe zunutze: die Mühlwerke. 1844 baute Weil am Weiherbach in Gerhausen eine eigene Mühle, in der das Gestein künftig einfacher vermahlen werden konnte¹⁰¹. Diesem Vorbild folgten auch noch die großen Zementwerksgründungen des Jahres 1872, denn sowohl für die Stuttgarter Zementfabrik als auch für Schwenk war es ein zentrales Anliegen der Gründungsphase, sich eine Wasserkraft zu sichern. Beide Werke lagen demgemäß am Lauf der Ach, die Stuttgarter zwischen Blaubeuren und Weiler in der Flur »Rübenschwank«, Schwenk auf der Talmühle Blaubeuren. Spohn erwarb demgegenüber keine Wasserkraft; er brachte sein Gestein anfangs örtlichen Müllern zum Vermahlen.



Stuttgarter Zementfabrik Blaubeuren (Nordwesten), um 1875.

Erst in einem zweiten Schritt und anfangs wohl auch nur zusätzlich zur Wasserkraft begann man, diese alten Arbeitstechniken durch die Aufstellung von Dampfmaschinen zu ersetzen¹⁰². Bei dieser Technologie war die Zementindustrie aber nicht führend im Raum Blaubeuren. Obwohl der Betrieb von Dampfmaschinen vor dem Bau der Eisenbahnlinie (1869) wegen der aufwändigen Brennstoffversorgung kostspielig war, waren sie seit den 1850er Jahren im Raum Blaubeuren eingesetzt worden, und zwar im bis dahin größten Gewerbebezirk des Raums, nämlich der Textilindustrie. Die Textilindustrie war seit den 1830er Jahren von der traditionellen, handwerklichen Handweberei auf die industrielle Weberei umgestiegen. Mit Dampfmaschinen konnten in den Textilfabriken mechanische Webstühle betrieben werden, die die Produktion eines Handwebers um ein Vielfaches übertrafen. Die Gründung der Mechanischen Weberei Ursprung bei Schelklingen im Jahre 1832 und der Einstieg der Blaubeurer Leinwandhandlung in die Textilfertigung seit den 1840er Jahren hatten zwei große, hochtechnisierte Etablissements entstehen lassen, deren Fußstapfen die Zementindustrie nunmehr folgte.

Die Zementwerke wandten somit in Blaubeuren nur bereits bekannte Techniken an, deren Infrastruktur – Beschaffung von Brennstoff (Holz und Kohlen) sowie die Wartung durch Fachpersonal – bereits vor ihrer Ansiedlung geschaffen worden war. Die Blaubeurer ließen sich in der Folgezeit demgemäß bei den



12-3-99

Die Rohmühlen existieren nicht mehr und das Zementmühlengebäude am rechten Bildrand braucht nur noch einen Stupser um zusammenzubrechen.

Zementwerken weniger durch die industriellen Techniken an sich beeindruckten, als vielmehr durch die Dimensionen, die diese in dem ungeheuren Aufschwung der Zementindustrie in den 1880er und 1890er Jahre annahmen. Die Ringofenbauten jener Jahre nahmen Flächen ein, die die in Blaubeuren gewohnten Gebäudeproportionen gänzlich sprengten und selbst bei Stuttgarter Beamten den achtungsvollen Vermerk »kolossal« hervorriefen¹⁰³. Seit 1898 verfügte das Spohn'sche Zementwerk mit einer 1200 PS starken Dampfmaschine über das größte Getriebe dieser Art im weiten Umkreis¹⁰⁴.



Blick von Nordosten auf die Fabrikanlage, um 1910.

Durch die schiere Größe seiner industriellen Anlagen begann ein Werk dieses Umfangs, über die Verhältnisse der Stadt Blaubeuren hinauszuwachsen und drohte, das kommunale Eigenleben zu überwuchern. Dies lässt sich beispielhaft an der 1888 bei Spohn gegründeten Fabrikfeuerwehr zeigen. Von der örtlichen Feuerwehr konnten die Gebrüder Spohn gerechterweise nicht mehr eine optimale Betreuung ihrer Gebäudekomplexe erwarten, weswegen sich die Firma zur Gründung einer eigenen Werksfeuerwehr entschloss. Diese war von Anfang an sehr gut ausgerüstet, verfügte unter anderem schon früh über eine mechanische Drehleiter und eine Motorspritze¹⁰⁵. Es ist nun aber für das Verhältnis zwischen der Stadt Blaubeuren und dem Zementwerk kennzeichnend, dass sich die städtische Freiwillige Feuerwehr nicht in die Übermacht der Spohn'schen Fabrikfeuerwehr ergab, sondern auf ihrer Eigenständigkeit

beharrte und ihren Ehrgeiz auf eine gleichwertige Ausrüstung richtete. So konnten dann 1906 auch bei der Stadt eine mechanische Leiter und 1933 eine Motorspritze angeschafft und damit der gleiche Ausrüstungsstand erreicht werden. Nachdem auf diese Weise die Gleichberechtigung der Wehren gesichert worden war, war die Zusammenarbeit zwischen den beiden Wehren eine gute und die Spohn'sche Fabrikfeuerwehr auf ihre eigentliche Aufgabe, den Schutz des Zementwerks, begrenzt¹⁰⁶. Der Sonderstatus, den die Firma aufgrund ihrer Größe einnahm und einnehmen musste, erdrückte somit nicht das städtische Eigenleben, sondern forderte es heraus.

Dies galt auch auf dem Gebiet der Energieversorgung, bei dem sich die Stadt Ende des 19. Jahrhunderts vor die Frage der Einführung einer Gas- oder Elektrizitätsversorgung gestellt sah. Blaubeuren hat sich 1903 sehr bewusst für den Bau eines eigenen Gaswerks entschieden und hat nicht an die bei Spohn schon seit 1888 bestehende Elektrizitätsversorgung angeknüpft¹⁰⁷. Auf diese Weise wurde die kommunale Unabhängigkeit gegenüber den Großbetrieben in der Stadt eindrucksvoll demonstriert. Allerdings musste man dabei zur Kenntnis nehmen, dass nicht die Stadt, sondern das Zementwerk bei der wenig später erfolgten Einführung einer zentralisierten Elektrizitätsversorgung von den Oberschwäbischen Elektrizitätswerken (OEW, heutige EnBW) hofiert wurde¹⁰⁸ und dass es nicht der Bürgermeister, sondern Zementwerksdirektor Georg Spohn war, der in die Verwaltungskommission der OEW berufen werden sollte.

Vor diesem Hintergrund eines Wettstreits der Stadt gegen die Industrie erstaunt es nicht, dass man im Blaubeurer Gemeinderat ausgesprochen empfindlich reagieren konnte, wenn man den Eindruck erhielt, dass das Zementwerk in die kommunalen Aufgaben und Rechte eingreifen wollte. Als Georg Spohn glaubte, die Stadt in der Frage des Baus einer Stadthalle überholen zu müssen, indem er 1938 für Versammlungen des Zementwerks die Turnhalle Gerhausen vom dortigen Turnverein erwarb, kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen ihm und Bürgermeister Schmidbleicher, in deren Verlauf Spohn von seinen kommunalen Ämtern zurücktrat¹⁰⁹. Es gelang der Stadt auf diese Weise, das Thema Stadthalle



12-3-99

Am 6.3.99 steht die Gebäudehülle der Rohmühle 4 noch (Seite 55), sechs Tage später ist sie beseitigt. Der Filter der Rohmühle liegt als bezugsloser Metallkubus auf einem Haufen Schutt und Schrott.

für die Kommunalpolitik zu reservieren. Allerdings dürfte das Drängen des Zementwerks in dieser Auseinandersetzung dazu beigetragen haben, dass der Bau einer Stadthalle im Blaubeuren der Nachkriegszeit an allererster Stelle der städtischen Investitionen stand.

Zusammenfassend wird man also feststellen müssen, dass es nicht die Zementindustrie war, die industrielle Fertigungstechniken in Blaubeuren eingeführt hat. Durch die Größe ihrer Industrietechnik und die dadurch bedingte physische Größe ihrer Werke hat die Zementindustrie aber beim weiteren Fortschreiten der Industrialisierung einen lebendigen, fördernden Konkurrenzkampf mit der Stadt ausgelöst, der zweifelsohne auf vielen Gebieten half, die Qualität der von der Stadt angebotenen Leistungen zu steigern.



Fabrikeingang der »Portlandcementfabrik Gebr. Spohn AG«, ca. 1910.

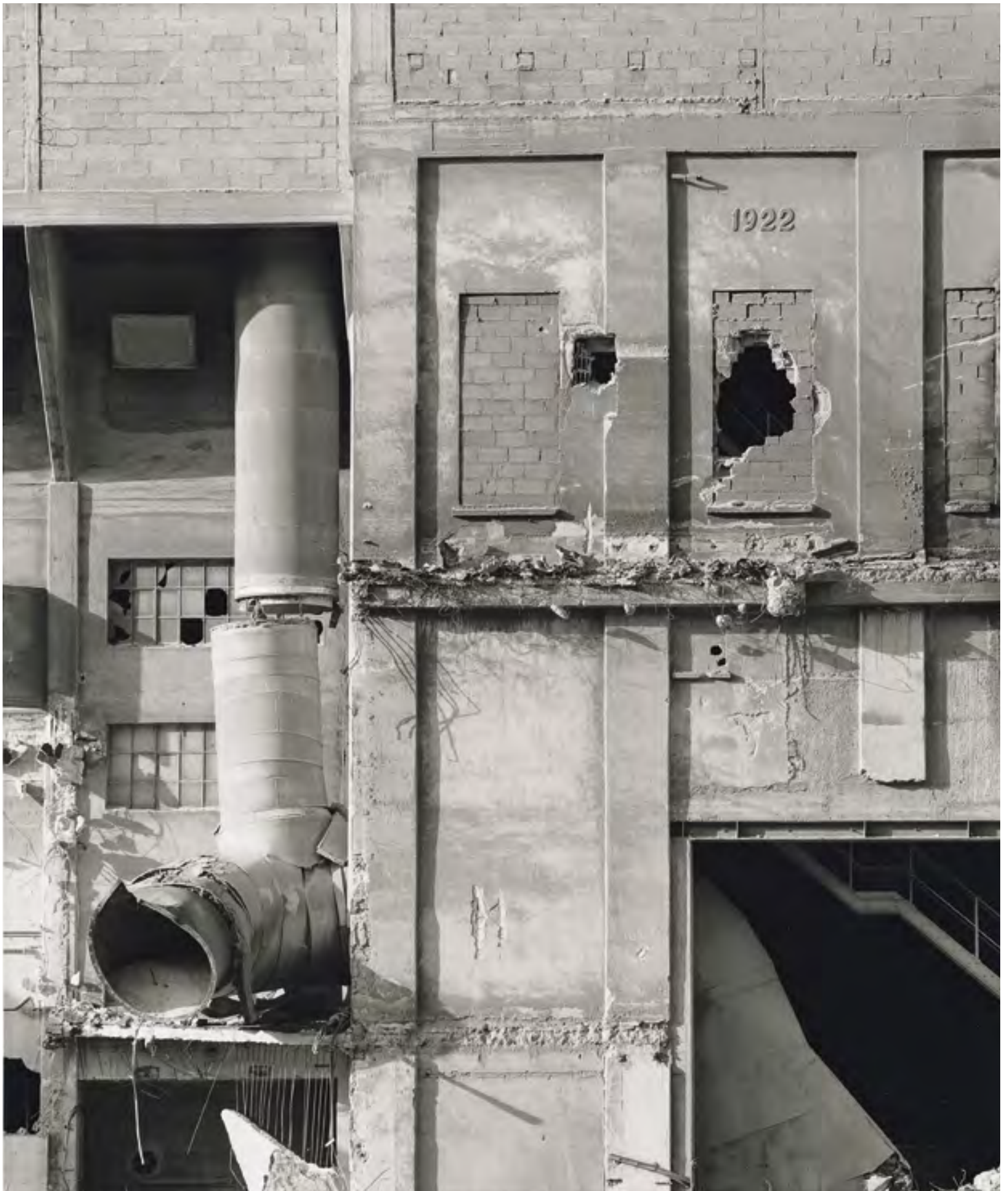
Blaubeuren wird zur Arbeiterstadt

Doch »Industrialisierung« meint nicht nur die rein technische Umwandlung der Produktionsweise. Die Historiker verstehen im Gegenteil unter Industrialisierung viel mehr noch die Wandlung einer überwiegend auf dem Land lebenden, bäuerlich und handwerklich tätigen Bevölkerung zu einer verstädterten, in Fabriken arbeitenden Gesellschaft. Wenn die Blaubeurer Zement- und Steinindustrie um 1925, auf dem Höhepunkt ihrer Arbeiterzahlen, knapp 700 Arbeiter beschäftigte¹¹⁰, so kann dies auch auf die Zusammensetzung der städtischen Gesellschaft nicht ohne Einfluss geblieben sein.



Fabrikeinfahrt mit Fahrradständer, ca. 1965.

Die zunehmende Bedeutung der Stadt als Standort der Industrie lässt sich am zahlenmäßigen Gewicht ihrer Einwohner im historisch gewachsenen Gesamttraum Blaubeuren (heutige Stadt Blaubeuren mit Ortsteilen, Gemeinde Berghülen mit Ortsteilen, Gemeinde Suppingen) messen. Um das Jahr 1700 wohnten knapp 30 % der in diesem Raum lebenden Menschen in der Stadt Blaubeuren, um 1750 waren es knapp 33 %, 1850 gleichfalls 33 %, 1895 36 %, 1910 37 %, 1936 42 %, 1961 42 % und schließlich bei der Volkszählung von 1987 immer noch 42 %¹¹¹. Daraus ergibt sich die verblüffende Erkenntnis, dass die Stadt schon in der vorindustriellen Zeit (1700 – 1750) an Gewicht im Vergleich zu ihrem Umland gewann, schon damals also ein Prozess der Verstädterung zugunsten Blaubeurens einsetzte. Dieser Zuwachs an Bedeutung beschränkte sich nicht nur auf die heutige Kernstadt, sondern griff auch auf die beiden der Stadt am nächsten gelegenen Orte über, nämlich Gerhausen und, nicht ganz so deutlich, Sonderbuch. Beide Dörfer erlebten noch zum Ende des 18. Jahrhunderts ein Bevölkerungswachstum, das jenes eines rein bäuerlichen Ortes wie etwa Seißen oder Pappelau im Verhältnis weit übertraf. Schon für das Jahr 1798 ist belegt, dass ein Teil der Sonderbucher sommers wie winters als »Tagelöhner« in Blaubeuren arbeitete¹¹². Man muss sich aufgrund dieses Befundes fragen, ob wirklich die Industrialisierung für die oben genannte Umwandlung der Gesellschaft verantwortlich zu machen ist. Es scheint vielmehr so gewesen zu sein, dass eine durch Be-



2-4-99

Erst in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden die gewaltigen Rundkanäle in die alte Rohmühlenshalle implantiert.

Giebelwand der Rohmühle 6 von Süden gesehen. Die Rundkanäle führten, vom Fullerkühler kommend, den Rohmühlen Heißluft zur Trocknung des Rohmaterials zu.

völkerungswachstum gewandelte Gesellschaft neue Arbeits- und Produktionsweisen überhaupt erst hervorrief. Diese Frage kann hier jedoch nicht weiter verfolgt werden.

Immerhin lassen die oben gegebenen Zahlen aber auch einen deutlichen Einfluss der Fabrikgründungen in Blaubeuren erkennen. Denn die am Ende des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmende Bedeutung der Stadt Blaubeuren innerhalb ihres Raumes ist auf die in jener Zeit in Fahrt kommende Zementindustrie und auf die, allerdings weniger beeindruckende Zuwachsraten aufweisende, Textilfabrikation zurückzuführen. Daneben entstand in dieser Zeit eine aus dem einheimischen Handwerk herauswachsende Industrie wie etwa die Fabriken von Johannes Schmid, Karl Luz oder Georg Prinzing, die den Effekt noch verstärkten.

Im Vergleich mit dem Wachstum der deutschen Großstädte ist das absolute Bevölkerungswachstum Blaubeurens in dieser Zeit aber eher bescheiden. Denn trotz der im Kaiserreich florierenden einheimischen Industrie war die Stadt nicht in der Lage, allen ihren Kindern Arbeit zu geben, sondern eine ganze Reihe Blaubeurer sah sich veranlasst, die Heimat auf der Suche nach Arbeit zu verlassen.



Arbeiter um 1910.

Wer aber arbeitete in den Zementwerken? Diese Frage lässt sich mangels genauerer Untersuchungen nicht gänzlich eindeutig beantworten. Die kleinen Betriebe der Frühphase hatten wohl keine Schwierigkeiten, ihren bescheidenen Bedarf an Arbeitern¹¹³ zunächst in Blaubeuren, Gerhausen und Sonderbuch unter den bereits genannten »Tagelöhnern« zu decken. Die frühe Nennung dieser »Tagelöhner« schon am Ende des 18. Jahrhunderts weist darüber hinaus darauf hin, dass es für solche Arbeitskräfte im Blaubeurer Gewerbe – zu denken ist hier vor allem an die Bleiche und die Bierbrauereien – schon längst einen nicht unbeträchtlichen Arbeitsmarkt gegeben haben muss.

Obwohl die Zementindustrie wegen der körperlich schweren Arbeit gute Löhne zahlte¹¹⁴, sind die Blaubeurer Arbeitstätigen dennoch nicht mit fliegenden Fahnen zum Zement übergelaufen. Nachdem das Potential an »Tagelöhnern« ausgeschöpft war, sah sich die Zementindustrie mit der Tatsache konfrontiert, dass die Blaubeurer Handwerker einer Tätigkeit als Arbeiter zurückhaltend bis ablehnend gegenüber standen¹¹⁵. Den Zementwerken ist es auch nicht gelungen, Arbeiter aus den Großstädten nach Blaubeuren zu ziehen, da diese eine Beschäftigung in einer Kleinstadt ablehnten¹¹⁶. Da die Zementwerke jedoch in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einen hohen Arbeitskräftebedarf hatten, blieb ihnen angesichts dieser Lage nur die Rekrutierung von Arbeitskräften auf dem flachen Land. Dies bedeutete, dass sie keine erfahrenen Arbeitskräfte gewannen, sondern erst eine bislang ländliche Bevölkerung an die Standards und die Gewohnheiten eines modernen Fabrikbetriebs anpassen mussten. Dementsprechend galten die frühen Arbeiter in Blaubeuren als nicht besonders leistungsfähig¹¹⁷. Dafür hatten die Arbeiter vom Lande aber eine hohe Arbeitsmoral, waren leicht zu lenken und dankbar für die patriarchalische Führung, die ihnen Fabrikanten wie die Gebrüder Spohn angedeihen ließen. Nach allen Aussagen, die wir haben, kamen sie weitgehend aus der näheren Umgebung Blaubeurens¹¹⁸.

Die oben angeführten Zahlen zeigen, dass die Zuzugsbewegung vom bäuerlichen Umland nach Blaubeuren bis in die 1930er Jahre andauert hat. Danach konnte der Arbeitskräftebedarf wohl aus dem in der Stadt ansässigen Arbeiterstamm



2-4-99

Das Zementmühlengebäude knickt ein.

gedeckt werden. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg dürfte darüber hinaus die steigende Mobilität einen Zuzug in die Stadt überflüssig gemacht haben, so dass sich das wirtschaftliche Gewicht der Stadt nicht mehr in ihrer Bevölkerungszahl im Vergleich zu ihrem unmittelbaren Umland widerspiegelte, die in jener Zeit, wie oben gesehen, konstant bei 42 % der Bevölkerung des Gesamttraums verharrte¹¹⁹.



Sackverladung mittels Förderband auf LKW, ca. 1960.

In der großen Expansionsphase der Zementwerke am Ende des 19. Jahrhunderts sah sich zumindest das Spohn'sche Zementwerk darüber hinaus genötigt, italienische Gastarbeiter anzuwerben. Italiener waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in großem Umfang in der südwestdeutschen Bauindustrie tätig gewesen, wobei vor allem ihre Rolle beim Eisenbahnbau bekannt ist. Üblich war anscheinend ihr Einsatz daneben in hohem Maße bei Ziegeleibetrieben, wo die Zementwerke sich den Einsatz dieser Arbeitskräfte offenbar anschauten. Die Italiener waren weitgehend Saisonarbeitskräfte, als ledige, junge Männer außerdem hochmobil. Ein kleiner Teil machte sich in Blaubeuren ansässig und heiratete einheimische Frauen¹²⁰. Auf diese Männer gehen bekanntlich die bis heute in Blaubeuren und Schelklingen vertretenen italienischen Familiennamen längst integrierter Familien zurück.

Die Zementindustrie hat nicht eigentlich die Blaubeurer Gesellschaft umgeformt, sondern sie hat der bestehenden Gesellschaftsordnung, die weiter erhalten blieb, mit den Ar-

beitern eine neue Schicht hinzugefügt. Tatsächlich blieben die einzelnen Gesellschaftsschichten im öffentlichen Leben Blaubeurens strikt voneinander getrennt¹²¹. Die starke Trennung hatte ihren historischen Grund in der alten sozialen Grenze zwischen den württembergischen Beamten, die nach Blaubeuren versetzt worden waren (den Honoratioren) und der einheimischen Handwerkerbevölkerung. Sie übertrug sich nunmehr aber auf die neue Schicht der Arbeiter. Es ist dies ein auffälliger Zug beispielsweise im Blaubeurer Vereinsleben, wo es je getrennte Vereine für Arbeiter, für Handwerker und für Honoratioren gab, ebenso, wie man selbstverständlich unterschiedliche Gastwirtschaften besuchte. Das sehr starke Klassenbewusstsein jeder dieser Gruppen hat sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg zur modernen Massengesellschaft aufgelöst. Die Einführung der Industrie allein hatte im 19. Jahrhundert jedoch nicht das alte Gesellschaftssystem überwinden können.

Politisch hieß dies, dass die Arbeiter keinen Zugang zu den traditionell überwiegend linksliberal eingestellten Blaubeurer Kreisen fanden, deren Interessen sich zu einem guten Teil mit den ihrigen deckten, sondern sich eigene politische Gruppen gründen mussten. Die Sozialdemokratie sprach sie gezielt an und es ist daher nicht verwunderlich, dass sich 1899 eine sozialdemokratische Ortsgruppe in Blaubeuren bildete und in den 1920er Jahren die Mehrzahl der Arbeiter als sozialdemokratisch eingestellt galt¹²². Die Arbeiter bauten daneben ein ausgeprägtes eigenes Vereinswesen auf, das im vorliegenden Band von Uwe Schmidt dargestellt wird.

Das Zementdörfle

Die langanhaltende Konjunktur der Zementindustrie ließ es den Fabrikanten wünschenswert erscheinen, nicht nur leicht anwerbende Saisonarbeitskräfte einzustellen, die ebenso leicht wieder verschwanden, sondern sich einen ortsansässigen Arbeiterstamm heranzuziehen. In der boomenden Wirtschaft des Kaiserreichs musste man dafür aber mehr bieten als nur gute Löhne. Die drei großen Blaubeurer Zementwerke – Schwenk, Spohn und Stuttgarter – stellten ihren Arbeitern daher eine Fülle von sozialen Leistungen zur Verfügung, die geeignet waren, eine dauerhafte Bindung des Arbeiters an seinen



2-4-99

Die filigrane Stahlkonstruktion wirft ein dramatisches Schattenliniengeflecht auf den glattbauchigen Zementsilo.

Stahlkonstruktion der Loseverladung bei schon demontierter Wandverkleidung. Hier empfangen die Silozüge ihre Fracht.



Werkssauna, 1952.

Betrieb herzustellen. Eine soziale Leistung war es in jener Zeit schon, dass Spohn seinen Arbeitern hinter dem Kesselhaus Bad und Duschen einrichtete, die diese sogar während der Arbeitszeit benutzen durften¹²³. Das warme Wasser wurde mit dem Kondenswasser der 1200 PS-Dampfmaschine geheizt. Der Arbeiter hatte somit die Möglichkeit, sauber und ordentlich nach Hause zu kommen und brauchte dort nicht mehr mit seinem Waschzuber die enge Wohnstube versperren. Die Nutzung der Anlage war aber enttäuschend, denn da das Baden und Duschen während der Arbeitszeit wohl nur selten möglich war¹²⁴, zogen es die Arbeiter vor, gleich nach Arbeitschluss ungewaschen nach Hause zu eilen, um ihre karg bemessene Freizeit im Kreis der Familie verbringen zu können. Andere Leistungen des Spohn'schen Zementwerks für seine Arbeiter, die in freizügiger Weise auch für die übrige Blaubeurer Bevölkerung geöffnet wurden, sind den Blaubeuern bis heute lebhaft in Erinnerung, so etwa die Fabriksparkasse¹²⁵, die werkseigene Bäckerei, die Bücherei und besonders die 1952 von Eberhard Spohn eingerichtete Sauna mit Wärterin Berta Bemsel¹²⁶.

Einen Höhepunkt dieser Fürsorgemaßnahmen stellte sicherlich die Bereitstellung von Werkswohnungen durch Spohn dar. Das Motiv war auch hier das gleiche wie bei den übrigen sozialen Leistungen, denn es sei, wie die Firma Spohn dem Blaubeurer Gemeinderat erklärte, aus verschiedenen Gründen

»wünschenswert, daß die große Zahl von italienischen Arbeitern in ihrer Fabrik durch eine seßhafte Arbeiterbevölkerung ersetzt werde, woraus und durch die Wohnungsnot in der Stadt die dringende Notwendigkeit des Baus von Arbeiterwohnhäuser[n] sich ergebe.«¹²⁷. Mit der Billigung des Gemeinderats wurden in den Jahren 1905 bis 1907 die drei ersten Häuser auf einer Wiese des Spitals in unmittelbarer Nähe zur Fabrik errichtet (Zementdörfle 24 – 26, 1998 – 99 abgerissen). Sie wurden zum Grundstein eines umfangreichen Bestands von Werkswohnungen in der Stadt. Um die Fabrik herum wuchs das »Zementdörfle«, eine übrigens schon sehr früh entstandene Bezeichnung für das damals neueste Wohnviertel Blaubeurens¹²⁸. Die von Spohn errichteten Häuser waren – auch im Vergleich mit anderen Fabrikarbeitersiedlungen in Deutschland¹²⁹ – architektonisch einfach, dennoch aber für die damaligen Verhältnisse komfortabel. Alle Wohnungen verfügten von Anfang an über einen Gas- und Wasseranschluss und besaßen damit eine Ausstattung, von der mancher Häuslebesitzer in der Blaubeurer Altstadt zu diesem Zeitpunkt nur träumen konnte. Darüber hinaus gehörte zu jeder Wohnung ein kleiner Garten für den Eigenanbau von Gemüse.

Dank dieser Maßnahmen trat tatsächlich die gewünschte Bindung der Arbeiter an die Fabriken ein. Das Verhältnis zwischen Fabrikanten und Arbeitern galt in Blaubeuren als ausgesprochen gut¹³⁰. Dass ein kleiner Teil der Blaubeurer Arbeiterschaft während der Weimarer Republik sich politisch radikalisierte und dem Kommunismus anschloss, wusste man



Sauna mit Wärterin Berta Bemsel.



3-4-99

Oft merkt man erst, wenn ein Gebäude verschwunden ist, welche Reminiszenzen mit ihm verbunden waren und wird den Eindruck nicht los, auch ein Stück der eigenen Identität sei der Abrissbire zum Opfer gefallen. Man fühlt dabei eine Art Phantomschmerz.

Die Ruine des Alten Klinkerlagers vor der Ruine Rusenschloss.

daher nur durch den Einfluss von auswärtigen »Schreibern« zu erklären, die die jungen Leute aufhetzen würden¹³¹. Trotzdem sah sich Spohn – im Gegensatz zur Stadtverwaltung und zum Oberamt – zu keinem Zeitpunkt direkten Angriffen durch die Arbeiterschaft ausgesetzt. So wurden etwa die im Werk zu Beginn des 20. Jahrhunderts¹³² sowie in den Wirtschaftskrisen der 1920er und der frühen 1930er Jahre notwendige Kurzarbeit und Entlassungen offenbar ohne Weiteres hingenommen. Der erste Streik in Blaubeuren, der 1905 in der Steinfabrik ausbrach¹³³, griff nicht auf die Spohn'sche Zementfabrik über.

Der Fabrikant

Die durch die Industrialisierung ausgelöste Wandlung der Gesellschaft traf aber nicht nur die Landbevölkerung, die Handwerker und Arbeiter. Auch die Blaubeurer Honoratioren sahen sich mit einer neuen Art Mensch konfrontiert: dem Fabrikanten. Im alten Blaubeuren war man Honoratior gewesen, wenn man dem aufgrund der Landesbehörden und des Seminars recht zahlreichen Beamtenstand angehörte. Dazu gehören konnte man auch, wenn man im Handel eine bedeutende Position erlangt hatte und eine Beamtentochter hatte heiraten dürfen. Dieser Aufstieg in den Honoratiorenstand war im 18. Jahrhundert beispielsweise der Familie Lang gelungen, die als ursprünglich einfache Krämerfamilie über den Textilhandel in den Honoratiorenstand aufgestiegen war. Als Inhaber der Leinwandhand-

lung zählten die Langs auch im 19. Jahrhundert zu den tonangebenden Familien der Stadt. Die Familie Lang bietet aber auch den Prototyp für die folgende Entwicklung. Denn als Eduard Lang in den 1840er Jahren im Anschluss an den alten Bleichebetrieb mit dem Aufbau einer mechanischen Leinenindustrie begann, wandelte er sich vom reinen Kaufmann zum Fabrikanten. Ein altes Handwerk, die Leinenweberei, wurde hier zur Ausgangsposition für den Aufstieg einer neuen Gesellschaftsschicht. Mit der Niederlassung der drei großen Zementfabriken in Blaubeuren im Jahre 1872 machte die Zementfertigung eine ähnliche Wandlung durch, indem die alten, handwerklich betriebenen Zementfabriken im Stile eines Johann Daniel Weil durch Großfabriken ersetzt wurden, die patriarchalisch von Fabrikanten geleitet wurden. Die Zement-



Werkwohnungen im Zementdörfle 1.



Werksbäcker mit Knetmaschine, ca. 1955.



10-4-99

Der Blick geht über die Trümmer des Alten Klinkerlagers zum majestätisch aufragenden Elektrofilter der Rohmühle 6.

werke lösten dabei gleichzeitig die Textilherstellung als Führungsektor der Blaubeurer Gewerbe ab. Diese Verschiebung der industriellen Gewichte verkörperte sich in der Stadt in den beiden Fabrikanten Eduard Lang (1831 – 1920) und Georg Spohn (1870 – 1948). Während ersterer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Inhaber von Bleiche und Württembergischer Leinenindustrie die führende und alles überragende Persönlichkeit Blaubeurens war, nahm eben diese Stellung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Georg Spohn als Direktor des Zementwerks ein. Gegenüber Lang und Spohn traten die alten Führer der Blaubeurer Honoratioren, der jeweilige Dekan und der Oberamtmann, nunmehr zurück. Die Folgen dieses Zurücktretens waren nicht unerheblich, musste doch die württembergische Regierung 1923 einen erheblichen Autoritätsverlust des Oberamtmanns feststellen¹³⁴. In dieser Entwicklung kündigte sich schon die spätere Auflösung des Oberamts Blaubeuren an.

Die Figur des Fabrikanten hat nahezu mythische Züge. Denn der Fabrikant gilt als märchenhaft reich. Er weiß immer Rat und

ist daher überall ein gern gesehener Gast. Sowohl Eduard Lang als auch Georg Spohn wussten dieses Bild zu bestätigen. Beide waren kommunalpolitisch im Blaubeurer Gemeinderat aktiv und gaben dort vielerlei Anstöße, angefangen von der Gründung des städtischen Kindergartens bis hin zu der schon erwähnten Stadthalle. Eduard Lang und Georg Spohn spiegelten dabei jedoch nicht nur den Wandel in der Industrie selbst wider, sondern auch einen Wandel im Typus des Fabrikanten. Während Lang ganz aus patriarchalischem, stark vom pietistischen Christentum geprägten Geiste im öffentlichen Leben Blaubeurens tätig wurde, sah sich Spohn offenbar eher aus sozialetischen Gründen zum Handeln verpflichtet. Patriarchalen Stils war Spohn nicht mehr, schon deswegen nicht, da die Spohn'sche Zementfabrik 1904 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden war, an der Spohn nur noch Teilhaber war und sich somit selbst höheren Zwängen unterworfen sah.

Die Tätigkeit von Aktiengesellschaften hatte eine Anonymisierung der Verantwortung vor Ort zur Folge, die in der Folgezeit die Bedeutung des Zementfabrikanten für das kommunale



Werksschuhmacher Karl Kächele, ca. 1955.



Werkskindergarten, ca. 1955.

Leben Blaubeurens wieder einschränkte. Dies galt insbesondere für die Stuttgarter Zementfabrik, da sie von Anfang an als Aktiengesellschaft tätig war. Ein Mann wie Zementwerksdirektor Paul Wigand (1849 – 1927)¹³⁵ in Schelklingen sah sich dem städtischen Gemeinwesen gegenüber nicht mehr verpflichtet, sondern allein der Aktiengesellschaft, deren Angestellter er war. Bei Spohn wurde die Tradition allerdings noch durch die



23-4-99

Zementsilos und Filteranlage der Sackpackerei von Norden gesehen. Die hier noch intakten Fabrikfenster zeigt Seite 89 einige Wochen später.

Zementwerksdirektoren Dr. Eberhard Spohn (1906 – 1981) und Dr. Claus Kühl (1910 – 1999) aufrecht erhalten, die gleichfalls kommunalpolitisch tätig wurden und zahlreiche Ehrenämter in den Vereinen bekleideten¹³⁶.

Zur Rolle des Fabrikanten gehörte es auch, dass er bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten um Geld angegangen wurde. So gab es wohl kein größeres Bauvorhaben und kein Vereinsfest in der Stadt, zu dem nicht das Spohn'sche Zementwerk sein Scherflein beigetragen hätte. Besonders herausragende und bekannte Stiftungen der älteren Zeit sind etwa die Beiträge zum Bau des Ruckenkreuzes 1926 oder zum Freibadbau 1935¹³⁷. 1919 übertrug Georg Spohn der Stadt ein bedeutendes Stiftungsvermögen für Schulzwecke, das allerdings in der Inflationszeit entwertet wurde¹³⁸.

Im Stadtbild lässt sich die dominierende Rolle der Fabrikanten im Blaubeuren des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts bis heute an den Fabrikantenvillen ablesen. Die Villa Eduard Langs am Mühlweg (1859, das spätere Goethe-Institut und heutige Heim für Asylsuchende), die Villa seines Neffen Karl an der Karlstraße (1908), die Villa Karl Spohns in der Karlstraße (1928), die Villa Schmid in der Bergstraße (1930, heutiges Karl-Christian-Planck-Stift) und schließlich, als größte, die Villa Georg Spohns am Weilersteig (1907) sind bis heute markante Gebäude in der Stadt. Die Halbhöhenlage der Villa Spohn am Weilersteig markierte auch architektonisch die Stellung des Fabrikanten über den Niederungen der Arbeitersiedlungen im Blaubeurer Tal und dominierte zugleich das Zementwerk, auf das die Villa ausgerichtet war.

Zementwerk und Stadtentwicklung

Das stadtplanerische Urereignis für das Blaubeuren des 19. und 20. Jahrhunderts war wie für die meisten Städte Deutschlands der Bau der Eisenbahnlinie. Mit der Karlstraße erhielt die Stadt eine gänzlich neue, auf den Bahnhof ausgerichtete Entwicklungsrichtung. Die Lage der Zementfabriken folgte neben dem Streben nach der Wasserkraft der Logik der Eisenbahn.

Das durch die Industrialisierung veränderte Stadtbild wurde anfangs durchaus positiv gesehen. Wenn noch am Ende des 18. Jahrhunderts Reisende die wilde Felsenödnis beklagten, die

bei einem Besuch in Blaubeuren als erstes auffiel, so sah der hundert Jahre später nach Blaubeuren kommende Besucher als erstes das Zementwerk am Bahnhof. Bis weit in das 20. Jahrhundert empfand man dabei die rauchenden Schloten des Werkes als Bereicherung der Stadt und bildete sie auch auf Ansichtskarten gerne ab. Sie waren das Zeichen eines geglückten Übergangs in das Industriezeitalter, für den damit einhergehenden Wohlstand und für eine fortschrittliche Gesinnung der Bevölkerung. Seit den 1920er Jahren änderte sich jedoch diese Einstellung. Man suchte nunmehr dem Besucher Blaubeurens den Anblick des Zementwerks nach Möglichkeit zu ersparen. Hatte man zu Beginn des 20. Jahrhunderts die rauchenden Schloten noch freudig begrüßt, so war man nun froh, dass das Werk sich 1963 zur Einrichtung einer Entstaubungsanlage entschloss, die den Zementstaub aus der Abluft herausfilterte¹³⁹.

Durch die räumliche Trennung der Altstadt von Zementwerk und Bahnhof konnte sich Blaubeuren für den Fremdenverkehr ungestört als mittelalterliches, landschaftlich reizvoll gelegenes Fachwerkstädtchen profilieren. Für die Folgezeit gab die Lage der Zementwerke die Trennung von Gewerbe- und Wohngebieten vor. Aus den seit 1902 leerstehenden Werkshallen der Stuttgarter Zementfabrik entstand das Gewerbegebiet an der Weilerstraße, in das die Gewerbebetriebe der späteren Zeit ausgliedert wurden. Trotzdem waren die Zementwerke nicht prägend für die städtebauliche Entwicklung Blaubeurens, da in jedem Fall die besondere topographische Lage der Stadt in einem engen Talkessel und die Bedeutung der Bahnlinie überwog. Erst der Abriss des Spohn'schen Zementwerks 1998/99 stellt die Stadt heute vor gänzlich neue Herausforderungen in der Stadtplanung. Dennoch ist abschließend festzuhalten, dass das Zementwerk durch die Größe seiner Anlagen und die hohe Zahl seiner Arbeitskräfte die Stadt Blaubeuren auf allen Gebieten zu einem lebendigen Wachstum angeregt hat, oft mit, manchmal auch gegen die Firma. Auch wenn die Gebäude des Zementwerks verschwunden sind und heute nur noch der Beininger Steinbruch an die ehemals für Blaubeuren so bedeutende Industrie denken lässt, so stellt das Werk damit für alle Blaubeurer, auch für die nicht bei Spohn beschäftigt gewesen, eine lebendige Erinnerung dar.



23-4-99

Das letzte Bild des Alten Klinkerlagers und des Elektrofilters von Rohmühle 6. Auch die Beseitigung der 10 Zementsilos und der 4 Zwickelsilos hat begonnen. Blick von Süden.

Uwe Schmidt

Arbeiterkultur an Blau, Ach und Schmiech

Das »rote Fädele«

Arbeiterkultur – ein längst vergangener und aus dem öffentlichen Bewusstsein weitgehend verschwundener Begriff, von dem heutige ZeitgenossInnen kaum eine Vorstellung besitzen (können). Dennoch, die Arbeiterkultur bzw. Arbeiterkulturbewegung, deren erste Vereinigungen noch während des Sozialistengesetzes (1878 – 1890) gegründet wurden und die in der Weimarer Republik ihren Höhepunkt erreichte, prägte das Leben von Millionen ArbeiterInnen, ehe sie in den ersten Wochen des nationalsozialistischen Regimes liquidiert wurde. Von der Wiege bis zur Bahre begleiteten die politischen Parteien der Arbeiterklasse, die Gewerkschaften, die Kinder- und Jugendorganisationen und vor allem die kulturellen Vereinigungen der sozialdemokratischen und der kommunistischen Arbeiterbewegung die ArbeiterInnen. Sie erreichten nahezu jeden Lebensbereich, wie uns die kursorische Liste der sozialdemokratischen Arbeiterkulturvereine in Ulm exemplarisch zeigt und zugleich die Vielfalt und Breite der Arbeiterkultur vermittelt. Neben den politischen Parteien, den verschiedenen Gewerkschaften und den Vorfeld- und Nebenorganisationen für Kinder, Jugendliche und Frauen existierten während der Weimarer Republik die Arbeitergesangvereine »Liederlust« und »Eintracht« Söflingen, die Freien Volkschöre »Frohsinn« und »Harmonia«, der Eisenbahngesangverein »Eintracht«, der Arbeiterradfahrerbund »Solidarität«, der Arbeiterschachklub, der Arbeiterstenographenbund, der Arbeitersamariterbund, die Arbeiterwohlfahrt, der Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung, die Freien Turnerschaften Ulm und Söflingen, die Naturfreunde, das Arbeiteresperanto, der Wassersportverein, der Arbeiterabstinentenbund und schließlich und endlich der Arbeiterkaninchenzuchtclub. Die Täler der Blau, Ach und Schmiech weisen ein einmaliges Phänomen auf. Wie ein »rotes Fädele« zieht sich die Arbeiterbewegung durch einen ländlich geprägten, aber früh industrialisierten Raum. Im Frühjahr 1899 gründeten sozialdemokratisch gesinnte Arbeiter einen Arbeiterverein, dem jedoch ein nur kurzes Leben beschieden war, denn es konstituierte sich 1912, wohl in Folge der für die Sozialdemokratie überaus erfolgreich verlaufenen Reichstagswahl im Januar diesen Jahres, ein »Sozialdemokratischer Verein Blaubeuren«¹⁴⁰. Die Gründungsdaten der

Ortsvereine in Allmendingen, Arnegg, Ehrenstein, Gerhausen, Herrlingen, Klingenstein und Schelklingen kennen wir nicht; sie wurden mit großer Wahrscheinlichkeit in den ersten Monaten nach der Novemberrevolution 1918 gegründet, wie auch die meisten Vereine der Arbeiterkulturbewegung.



Die Fahne des Freien Volkschores Ehrenstein, 1923. Vor der aufgehenden Sonne und den Symbolen der Arbeit (Amboss, Hammer und Zahnrad) hält die Freiheitsgöttin die Fackel der Freiheit empor, mit ihrem Fuß zertritt sie die Schlange und die Kette des Kapitalismus.

Der nach derzeitigem Kenntnisstand erste Arbeiterkulturverein wurde 1912 in Ehrenstein aus der Taufe gehoben: der Arbeiterradfahrerbund »Solidarität«, der sich einer großen Beliebtheit erfreut haben dürfte, da er nach eigener Aussage die höchste Mitgliederzahl der Ehrensteiner Arbeitervereine besaß¹⁴¹. Ihm folgte der Freie Volkschor Ehrenstein im folgenden Jahr. 1931 zählte der Verein 116 Mitglieder, davon stellten 46 SängerInnen den Chor. Das Vereinsprogramm bestand in der Organisation von Konzerten und Waldfesten oder Familienausflügen, zum Beispiel 1931 zum Bruderverein in Schelklingen. Aus dem Rahmen fiel das gemeinsame Singen zum Gruße vom Löwenfelsen über das Dorf hinweg mit Sangesfreunden vom Freien Volkschor Söflingen im Februar 1932. Zur Erfolgsbilanz des Vereins zählt der 2. Preis, den er im Juni 1927 anlässlich eines Sängerwettstreits im schweizerischen Kreuzlingen unter 22 Konkurrenten errang¹⁴².



2-5-99

Einem eingeknickten Elefanten gleich liegt der Elektrofilter der Rohmühle 6 nach dem Zusammenbruch des Alten Klinkerlagers (der erst beim 3. Sprengversuch gelang) ausgezählt am Boden – ein trauriger Anblick. Die Abzugsschnecken als unterste Ebene des Filters liegen obenauf.

Im Dezember 1962 fasste die Werksleitung den Entschluss, die Brennöfen mit einem Elektrofilter auszustatten. 99% des anfallenden Staubes – 6 Tonnen pro Tag – wurden fortan zurückgehalten. Das Mitteilungsblatt der Stadt Blaubeuren, das »Blaumännle«, schrieb damals: »Diese wirkungsvolle Filterung bedeutet praktisch eine vollständige Befreiung der Stadt vom Zementstaub. Man wird also gern und freudig feststellen: Eine gute Tat!«

Nach der Novemberrevolution 1918 setzte sich die Arbeiterkulturbewegung im Blau-, Ach- und Schmiechtal durch. Anfang 1920 gründete sich der Arbeitergesangverein »Eintracht« Blaubauern, der jedoch während der Wirtschaftskrise 1923 wieder aufgelöst wurde¹⁴³. Fußballbegeisterte Arbeiter vereinigten sich 1922 zum Arbeitersportverein Klingenstein. Als 1930 eine Turnabteilung aufgebaut wurde, nahm der Verein den neuen Namen Arbeiterturn- und -sportverein an (für 1931 plante man die Bildung einer Frauenabteilung). 1928 hofften die Arbeitersportler vergeblich auf die Unterstützung der Gemeinde, die ihnen einen Gemeinderaum, in dem auch geturnt werden konnte, zur Verfügung stellen sollte. Inwieweit dann die Gemeinde den Verein beim Bau eines Unterkunftshauses unterstützte, nachdem offensichtlich kein geeigneter Raum gefunden werden konnte, ist nicht bekannt. Aber noch im selben Jahr blickte man stolz auf das Haus, dessen Inneneinrichtung als Muster für andere Vereine hätte dienen können, wie das Ulmer Parteiblatt »Donauwacht« berichtete¹⁴⁴.



Die Fußballmannschaft der »Arbeitersportvereinigung 1925« bei einem Auswärtsspiel, um 1930.

1924/25 setzte eine neue Welle von Vereinsgründungen ein; der Arbeitergesangverein Klingenstein, der 1930 130 Mitglieder zählte (allerdings waren nicht ausreichend Männer für einen Männerchor vorhanden) und im selben Jahren einen Kinderchor einrichtete¹⁴⁵, die »Arbeitersportvereinigung 1925« Blaubauern sowie der Arbeitergesangverein »Eintracht« Schelklingen, die Ortsgruppe des Arbeiterradfahrerbundes »Solidarität« in Allmendingen, der Arbeitersportklub Schelklingen, der sich wie die meisten Arbeitersportvereine in ihren Anfängen ausschließlich dem Fußballspiel widmete, und der Arbeitersportverein Arnegg

(die Gründungsdaten der vier letztgenannten Vereine sind nicht überliefert, doch wenn man von ihren Erstnennungen in der »Donauwacht« ausgeht, dürfen ihre Gründungen in diesem Zeitraum vermutet werden)¹⁴⁶. Der Arbeitersängerklub Arnegg scheiterte 1926 vermutlich an dem Problem, einen geeigneten Dirigenten zu finden¹⁴⁷.

Eine besondere Entstehungsgeschichte besitzen der Arbeitergesangverein »Liederlust« und der Frauenchor »Edelweiß« in Gerhausen, der einzige eigenständige Frauengesangverein der Region. Beide Vereine gehörten zunächst dem bürgerlichen Lager an. 1925 trennte sich ein Teil der Sänger von dem Männergesangverein »Frohsinn« und gründete den Gesangverein »Liederlust«. Dieser und der bereits 1924 gegründete Frauenchor, dem allerdings der Gemeinderat Mann vorstand, schlossen sich noch im selben Jahr dem Arbeitersängerbund an. Vor allem der Frauenchor hatte Erfolg. 1926 zählte er 40 aktive Sängerinnen und 45 Passivmitglieder. Noch 1929 rief man sich die erste Weihnachtsfeier aus dem Jahre 1926, auf der unter anderem Mozart aufgeführt worden war und die von dem »wunderbaren Frauengesang und dem Können des Dirigenten H. Heideker« zeugte, lebhaft in Erinnerung zurück¹⁴⁸. Die Gründung der Ortsgruppe Blaubauern des Touristenvereins »Die Naturfreunde« vollzog sich 1920¹⁴⁹; auch in Schelklingen fällt die Gründung der Ortsgruppe in die frühe Phase der Weimarer Republik. Von ihnen sind Berichte über Wanderungen und Sonnwendfeiern, aber auch ihr Bemühen, in Lichtbildervorträgen die Schönheit der Natur zu zeigen und vor allem ihren jugendlichen Mitgliedern politische Probleme zu vermitteln, überliefert¹⁵⁰.

1930 ersetzten die Blaubauer Naturfreunde in sieben Monaten ihre 1924 errichtete Hütte, die nicht mehr den gewachsenen Anforderungen entsprach (1929 übernachteten 232 Gäste aus 26 Ortsgruppen¹⁵¹), durch ein neues Haus im Ried – »Eine Arbeit in idealistischer und gemeinschaftlicher Arbeit, wie es nur bei Arbeiterorganisationen zu finden ist.«¹⁵² Die »Donauwacht« berichtete mit Respekt und Anerkennung über das neue Heim, in dem »der Aufenthalt denkbar angenehm ist. Ein jeder soll sich hier heimisch und wohl fühlen. Schöne, luftige, doch angenehme Schlafräume sowie ein Einzelzimmer



2-5-99

Zementsilos während des Abbruches.

stehen zur Verfügung. Großer, schöner Aufenthaltsraum, gut heizbar, ebenso Küche mit allem Notwendigen ausgestattet, laden zum Besuch ein... Aus eigener Kraft, unter schweren Mühen und Opfern ist das Heim entstanden. Wir haben damit wieder ein Glied an die große Kette geschmiedet, die Kette, die die Naturfreundebewegung verbindet.«¹⁵³ Die große Einweihungsfeier des 408. Naturfreundehauses an Pfingsten 1931 eröffnete ein Festzug durch die Stadt, dem am Haus Festreden und gesellige Unterhaltung folgten¹⁵⁴.

Die Arbeiterwohlfahrt Blaubeuren entstand Ende der 1920er Jahre. Sie widmete sich vornehmlich der Kinderbetreuung. 1929 berichtete die »Donauwacht« erstmals über ein Kinderfest, das sie am 7. Juli für die Kinder der Arbeiterorganisationen in Blaubeuren (SPD, Gewerkschaften, Naturfreunde und Arbeitersportvereinigung) veranstaltete. 150 Kinder zogen von der Schule durch die Stadt zum Sportplatz auf dem Barmen, wo sie mit Wurst und Wecken verköstigt wurden, Spiel und Spaß genossen und Preise erhielten¹⁵⁵. Kinderwanderungen durch die nahe Umgebung, auch gemeinsam mit den Kinderfreunden aus Ulm, Waldfeste mit Kinderbescherung und Kinderweihnachtsfeiern, deren Märchenvorführungen die Höhepunkte des vielfältigen Programms waren, gehörten zu den Bemühungen der Arbeiterwohlfahrt, den Kindern fröhliche Stunden zu schenken. Auch die Vorführung des Filmes »Sozialistische Fürsorgeerziehung« und die Beratung der Eltern im Umgang mit Wohlfahrtsämtern und Fürsorgebehörden gehörten zu ihrem Aufgabengebiet¹⁵⁶.

Aus Allmendingen und Schelklingen ist noch über zwei Organisationen, die aber offensichtlich über das Gründungsstadium nicht hinauskamen, zu berichten: Die Arbeiterwohlfahrt Allmendingen verkaufte in der Adventszeit 1926 rund 300 Lose für eine Weihnachtslotterie und 1928 initiierten zwei Ulmer Genossen die Gründung einer Arbeiteresperantogruppe in Schelklingen¹⁵⁷.

Kultur und Politik

Ein wesentliches Merkmal der Arbeiterkulturbewegung ist, dass sie nicht von oben gegründet wurde. Die Basis – die Mitglieder der SPD und der Gewerkschaften – setzte während des Kaiser-

reiches die Gründung von Kulturvereinen gegen den erklärten Willen von Partei- und Gewerkschaftsspitze durch, die negative Auswirkungen auf die politischen und gewerkschaftlichen Aktivitäten ihrer Mitglieder befürchteten¹⁵⁸. Deshalb gelang es den führenden Gremien nur partiell, sozialistische Themen in der Lektüre und den Bildungskursen zu verankern, so dass keine neuen, dezidiert sozialistischen Kulturwerte und -normen entwickelt wurden. Die Arbeiterkulturvereine vermittelten dagegen die vorhandene Kultur in ihrer gegebenen Form und passten sie den Erfordernissen der sozialistischen Bewegung und den Lebensverhältnissen der Arbeiter an. Das gemeinsame Streben nach »hoher Qualität« verband die sozialistischen Kulturorganisationen mit den bürgerlichen Kultureinrichtungen. »Veredelung des Arbeiters« war Ziel und Praxis der Arbeiterkulturbewegung, bedeutete aber nicht die Entwicklung einer neuen proletarischen Kultur, sondern die Anpassung an die von bürgerlichen Werten und Idealen bestimmte Hochkultur.

Vor allem die Arbeitersängervereine wiesen viele Gemeinsamkeiten mit bürgerlichen Gesangsvereinen auf, wie exemplarisch die bevorzugten Lieder zeigen, deren Titel wohl kaum auf klassenkämpferische Inhalte schließen lassen: »Am Wörther See«, »Frohsinnwalzer«, »Sonntag auf der Alm«, »Oh Frühling, du selige Zeit«¹⁵⁹. Auch die auf den Vereinsfesten aufgeführten Theaterstücke besaßen zumindest in den ersten Jahren der Weimarer Republik einen ausschließlich unterhaltenden Charakter, darunter Bauern- und Volksstücke wie »Der Jägerfranzl von Ammergau«, »Zwei rote Rosen« oder Humoresken »Hummel und Brummel«, »Mutter und Sohn«¹⁶⁰. Gemeinsames Auftreten mit bürgerlichen Vereinen war durchaus üblich; so gestaltete der Arbeitersportverein Arnegg beispielsweise seine Weihnachtsfeier 1928 mit der Wandermusik Arnegg, der Zitherverein Klingenstein trat mehrfach auf Arbeiterfesten auf und der Freie Volkschor Ehrenstein lud 1932 gar die Militärkapelle des 5. Pionier-Bataillons Ulm zu seinem Frühjahrskonzert ein¹⁶¹. Erst unter dem Eindruck der katastrophalen Auswirkungen der Wirtschaftskrise nach 1929 und angesichts der drohenden faschistischen Gefahr gewannen die Theaterstücke an politischem Inhalt, so zum Beispiel das 1930 von den Klingensteinener Arbeitersportlerinnen aufgeführte Stück »Das Prole-



3-5-99

Blick von der Zementpackerei auf die Bindermischanlage. Auch über mir hingen, als ich diese Aufnahme machte, zentnerschwere Betonbrocken an faden dünnen Bewehrungseisen, und die Kamera musste zwischen mannshohen Betontrümmern aufgebaut werden.

tariermädchen«, das wegen seines sozialen Einschlags das Publikum erschüttert habe, wie die »Donauwacht« berichtete¹⁶². Ob in Arbeiterkreisen Werke bekannter Komponisten wie von Erwin Lendvai (»Schmiede der Zeit«, »Kampflied der Arbeit«), Heinz Tiessen, Felix Malden oder Michel Englert (»Wann wir schreiten«, »Hebt unsre Fahnen in den Wind«) von den Arbeitergesangsvereinen im Blau-, Ach- und Schmiechtal aufgeführt wurden, überliefern uns die Berichte der »Donauwacht« leider nicht.

Was nicht den Ansprüchen und Normen bürgerlicher Kultur entsprach, wurde als amateurhaft und dilettantisch abgelehnt. Die Parteigremien legten, auch auf lokaler Ebene, großen Wert auf die Qualität der Vereinsaktivitäten, die vor allem von den ArbeitersängerInnen gefordert wurde. Anspruchsvolle Inszenierungen von Operetten, so 1930 »Das Zirkusmädel« durch den Freien Volkschor Ehrenstein, oder großen Chören mit Orchesterbegleitung fanden ihre entsprechende, manches Mal begeisterte Würdigung in der »Donauwacht«¹⁶³.

Dennoch, trotz der vielfachen Gemeinsamkeiten mit der bürgerlichen Vereinskultur, entwickelte die Arbeiterkultur eine Ausgestaltung ihres Selbstverständnisses, das sich klar gegen bürgerliche Ideologien und Organisationen abgrenzte. Ein Anonymus X.R. legte in einem Artikel in der »Donauwacht« vom 14. März 1925 eine kategorische Definition des Arbeitersportlers fest: »Der ist kein Arbeitersportler, der nicht gewerkschaftlich und politisch organisiert ist und seine Pflichten hier nicht erfüllt. Der ist kein Arbeitersportler, der anstelle einer Parteizeitung ein neutrales oder bürgerliches Blatt liest, auch die bürgerlichen Sportblätter fallen darunter. Der ist kein Arbeitersportler, wer außerdem noch bürgerlichen Vereinen angehört oder zu deren Veranstaltungen geht und die Kassen mit seinem Geld stärkt. Der ist kein Arbeitersportler, welcher den persönlichen Ehrgeiz über das Allgemeinwohl stellt. Der ist kein Arbeitersportler, welcher in dem Spielgegner nicht den Freund und Bruder erblickt und ihn dementsprechend behandelt. Der ist kein Arbeitersportler, welcher die unsinnigsten Proteste herbeizerrt, anstatt die Überlegenheit des Gegners anzuerkennen oder einmal Pech mit Würde zu tragen, und nicht an Allem nörgelt, sondern selbst hilft mitzuarbeiten.«¹⁶⁴



Die Hütte der »Arbeitersportvereinigung 1925« Blaubeuren auf dem Barmen, um 1930.

Auch im Mikrokosmos eines Dorfes oder einer Kleinstadt legte man die Grenze zwischen Arbeiterklasse und Bürgertum strikt fest. Mitgliederversammlungen dienten oft der politischen Schulung. Beispielsweise wurde auf einer Generalversammlung der Arbeitersportvereinigung 1925 Blaubeuren über die Geschichte des Turnens berichtet, wobei der Referent die Unterschiede zwischen bürgerlichem und Arbeitersport deutlich herausarbeitete¹⁶⁵. Die Wintersonnwendfeier der Naturfreunde Blaubeuren 1927 fand allgemeine Anerkennung, »doch sollte es nicht vorkommen, dass man bei Sonnwendfeiern christliche Weihnachtslieder anstimmen lässt.«¹⁶⁶

Arbeitersport bildete eine besondere Form des Befreiungskampfes des Proletariats für soziale Gerechtigkeit und politische Gleichberechtigung und richtete sich gegen den bürgerlichen Sport und dessen Prinzipien: gegen den Hurrapatriotismus und Militarismus, gegen den Sensationssport und das Wettbewerbsprinzip der bürgerlichen Gesellschaft und gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung. Freude am Spiel, Solidarität und Klassenkampf waren die Parolen des Arbeitersports. Arbeitersportlerinnen und -sportler sahen in ihren Aktivitäten einen Ausgleich für die harten Arbeits- und Lebensbedingungen. »Wir wollen«, schrieb die sozialdemokratische Ulmer »Donauwacht« 1924, »keine Kanonen züchten, wollen nicht einen einzelnen Menschen und aus ihm das



3-6-99

Zerfall zeigt Struktur und in der Wiederholung einfacher und identischer Formen liegt eine Eigenschaft fotogener Motive.

Zementpackerei, von Norden gesehen. Hinter den Fenstern Förderbänder und Packmaschinen zur Sackverladung. Siloverladung wurde erst Anfang der 60er Jahre üblich.

Letzte herausholen. Dann ist Sport keine Erholung mehr. Unsere Kämpfe, ohne die es nun nicht geht, sind fast alle Gruppenkämpfe. Drei, vier Mann müssen zusammenarbeiten, um etwas zu erreichen.«¹⁶⁷ In einem solidarischen Miteinander sollten auf diese Weise die Einigkeit und Entschlossenheit der Arbeiterbewegung sowie ihr Kampfeswille für die soziale und politische Emanzipation der Arbeiterklasse gefestigt werden.

»Arbeitergesang ist Klassenkampf!«, titelte die »Donauwacht« am 29. Dezember 1928. Mit drastischen Worten schildert der Artikel die Arbeitsbedingungen des Proletariats: »Das Fabriktor nimmt Menschen auf, düstere Maschinen, stickige Luft empfängt sie, im finsternen Raum spielen Lichter ihre Strahlen auf Mensch und Maschine. Ein Hebeldruck und beide sind zu einem Körper verbunden. Das Lied der Hämmer, Feilen, Sägen, Bohrer, Hobel, des Ambosses, der Feuer und Maschinen tönt lärmend und zischend durch den Raum.« Doch die Sehnsucht, der Traum, nicht Maschinen, sondern Mensch zu sein, führe die Arbeiter zum Gesang, dort suchten sie ihre Seele im Lied. Aber mühe- und opfervoll sei der steile Pfad, der aus dieser Sehnsucht heraus nach dem Kunsterleben strebe, das der Kapitalismus jahrzehntelang zu verhindern suchte. »Note um Note, Takt um Takt, Lied um Lied muss eingemeiselt werden. Geduld des Leiters, Geduld der zum Lied Kommenden, eiserner Fleiß der am Werk Beteiligten, Opfer an Zeit und Geld.«¹⁶⁸ Mag dieses Pathos heute befremdlich wirken, so traf es dennoch die emotionale Seite des Arbeitergesanges, wie es uns der folgende Bericht über ein Fest des Arbeitergesangsvereins »Liederlust« Gerhausen 1926 verdeutlicht. »Das Fest zeigte, dass würdiger, edler Gesang die Herzen empfänglicher macht für Wahres und Schönes, der Gesang verschönert ein Fest, er verkörpert Solidarität und Brüderlichkeit.«¹⁶⁹

Dem Arbeitergesang wurde während der Weimarer Republik eine bedeutende Rolle im Freiheits- und Erlösungskampf des Proletariats zugemessen. Kein Fest, keine Feier und erst recht keine Maifeier ohne das Mitwirken der Arbeiterchöre. Die Arbeitersänger übernahmen die wichtige Aufgabe, »die Arbeitermassen... zu voll- und gleichberechtigten Gliedern der Menschheit auf musikalischem und künstlerischem Gebiet

emporzubilden [und] die Proletarier bei allen sich bietenden Gelegenheiten durch die Kraft und die Wucht ihrer Freiheitschöre anzufeuern und zu begeistern für ihren Kampf um eine bessere und lebenswertere Zukunft.«¹⁷⁰ Inwieweit unsere Arbeiterchöre zu tragenden Säulen des Klassenkampfes im Blau-, Ach- und Schmiechtal wurden, lässt sich selbstredend nicht beantworten, zumal uns meist eher die Titel volkstümlicher Lieder bekannt sind. Aber wir dürfen gewiss annehmen, dass gerade bei den alljährlichen Maifeiern in Blaubeuren, Klingenstein und Ehrenstein die Arbeitergesangsvereine auch mit Kampfliedern die Stimmung anfachten.

Ein im besten Sinne des Wortes bildhaftes Zeugnis für das Bekenntnis zum Sozialismus liefert uns die Weihnachtsfeier des Arbeitersportvereins und des Arbeitergesangsvereins »Eintracht« Klingenstein im Dezember 1928. Eine Anzahl von Personen stellte sich zu einem so genannten lebenden Bild auf, das das Publikum als eine »Huldigung an die rote Fahne des Arbeitersports und Gesangs« empfand¹⁷¹.

Die Arbeiterkulturvereine besaßen über ihre eigentlichen Tätigkeitsfelder hinaus ein ausgesprochen soziales Element, das als eine Selbstverständlichkeit begriffen wurde. So machte es sich beispielsweise der Arbeitersportklub Schelklingen zur Aufgabe, »neben seinen sportlichen Interessen auf sozialem Boden die Kameradschafts- und Jugendpflege zu fördern.« Oder der Arbeitersportverein Arnegg erließ Erwerbslosen während der Weltwirtschaftskrise den Mitgliedsbeitrag¹⁷². Ein wesentlich konkreteres Beispiel für soziales Bewusstsein stellt die Sterbekasse des Freien Volkschors Ehrenstein dar. Nach fünf Jahren Beitragszahlungen besaß ein Mitglied den Anspruch auf 65 Mark Sterbegeld¹⁷³. Dass ein »dreifaches Quartett« dieses Vereines an einem sonnigen Augustsonntag 1924 einen Spaziergang nach Söflingen und Ulm unternahm, um die Patienten der dortigen Krankenhäuser mit ihrem Gesang zu erfreuen, mag als ein Beispiel für, vielleicht sogar tägliches, soziales Engagement gelten¹⁷⁴.

Ein wesentliches Merkmal der sozialdemokratischen Arbeiterkulturbewegung der Weimarer Republik ist das eindeutige Bekenntnis zur parlamentarischen Demokratie, das bei den bürgerlichen, oft deutschnational orientierten Sport- und



18-6-99

Die ganze Skala abgestufter Grauwerte musste zu Papier gebracht werden, um den tonalen Reichtum dieser ausgedienten Staubfilter wiederzugeben.

Die Entstaubung geschah mittels in Gehäusen gefassten Filterschläuchen, durch die Luft gesaugt wurde.

Gesangvereinen, nicht unbedingt selbstverständlich war. Wie Partei und Gewerkschaften wurde die Arbeiterkulturbewegung zur tragenden Säule des von ihr so bezeichneten Volksstaates, der mündige Arbeitersportler und -sänger zum politischen Ideal. Ausgehend von Art. 1 der Weimarer Verfassung – »Die Staatsgewalt geht vom Volk aus« – sei es die Pflicht des Arbeitersportlers, wie wir in einem Artikel »Der Sportler als Staatsbürger« in der »Donauwacht« lesen, die Einrichtungen und Bedingungen des demokratischen Staates wie Verfassung, Gesetze, Wahlverfahren, Wahlrecht und Parlamente kennen zu lernen, damit er sich jederzeit seiner Rechte und Pflichten bewusst und bereit sei, entsprechend zu handeln. Denn die Republik verlange – im Gegensatz zum monarchischen Staat – ein gewisses Maß an politischen und wissenschaftlichen Kenntnissen, deren Erwerb die Pflicht auch des Arbeitersportlers sei. »Wollen wir Turner und Sportler bewusst am Aufbau des Staates mitwirken, so dürfen wir bei all unserem Interesse an den Leibesübungen den Blick für die wichtigsten Gegenwartsfragen des politischen Lebens nicht verlieren. Nur so können wir das Recht für uns in Anspruch nehmen, auch unsere Pflichten als Staatsbürger erfüllt zu haben.«¹⁷⁵

Das Bekenntnis der Arbeiterkulturbewegung fand auf Festen und Umzügen mit den Farben der Republik seinen symbolischen Ausdruck, wie die beiden folgenden Beispiele zeigen. Die Naturfreunde Schelklingen schmückten für ihr Vereinsfest im Februar 1928 den Saal mit Tannenzweigen und schwarz-rot-goldenen Schleifen. Beim Umzug am 1. Mai 1925 in Klingenstein erhielten die Kinder, die einen Block des Umzuges bildeten, schwarz-rot-goldene Fähnchen, mit denen sie winkend durch die Straßen des Dorfes marschierten¹⁷⁶. Gegen Ende der Weimarer Republik reihten sich auch die Arbeiterkulturvereine im Blau-, Ach- und Schmiechtal in die republikanische Front gegen den aufkommenden Faschismus, in den Kampf für Freiheit und Demokratie ein.

Probleme und Konflikte

Allen Widerständen zum Trotz habe es der Verein verstanden, wie der Vorstand des Arbeitersportvereins Klingenstein auf der Generalversammlung im Januar 1927 berichtete, sein gestecktes Ziel zu erreichen, Leibesübungen zu betreiben. »Wir sind nicht gewillt, so zu tanzen, wie verschiedene es gerne haben wollen. Der Grundsatz leben und leben lassen kann auch für hiesige Verhältnisse Geltung haben.«¹⁷⁷



Arbeitersportverein Schelklingen (gestreifte Hemden) mit der Gastmannschaft aus Herrlingen auf dem Fußballplatz bei den Oberen Wiesen, um 1926.

Dieser Vorstandsbericht, in dem sich Selbstbewusstsein widerspiegelt, weist auf Probleme und Konflikte hin, von kommunalen Verwaltungen und Mandatsträgern als den bürgerlichen Vereinen gleichgestellte Organisationen anerkannt zu werden. Die Überlassung von Gemeindesälen und, vor allem für Arbeiterfußballer existentiell entscheidend, von Spielplätzen, bereitete den Vereinsvorständen vielfache Schwierigkeiten. Besonders in Schelklingen scheinen die Arbeiterkulturvereine auf erhebliche Widerstände gestoßen zu sein. Der Arbeitersportklub bemühte sich über Jahre um die Bereitstellung eines Spielplatzes durch die Gemeinde. Als einige Arbeitersportler im Juni 1925 auf einer Gemeindewiese offensichtlich ohne obrigkeitliche Genehmigung übten, schritt der Stadtschultheiß ein und verhängte über die Sportler ohne Vorwarnung eine Geldstrafe. Die Beschwerde vor dem Oberamt wurde wegen eines Formfehlers abgewiesen¹⁷⁸. Sogar über Tätlichkeiten berichtete die »Donauwacht«. So seien im Oktober desselben Jahres Arbeitersportler von »deutschen« Turnern belästigt und sogar tätlich angegriffen worden. »Ist das die Bildung, die ihr



Baustellenfahrzeug im Abbruchstaub.

Vorstand unseren Mitgliedern gegenüber ausspielt, oder sind die Betreffenden bezahlte Streiter? Es ist ja hier nicht unbekannt, dass solche für etliche Maß Bier für derartige Sachen stets zu haben sind und dass es meistens Söhne von Geschäftsleuten sind, weiß die hiesige Arbeiterschaft hoffentlich zu würdigen.«¹⁷⁹

Dass gleiches Recht nicht für alle galt, erfuhren die Naturfreunde Schelklingen 1926. Während dem Liederkranz und dem Katholischen Jünglingsverein kommunale Räume überlassen wurden, verweigerte die Stadtverwaltung den Naturfreunden ihre Räume, wo sie die für ihre Vereinsarbeit wichtige Bildungsarbeit (Vorträge über wissenschaftliche und politische Themen oder Lichtbildervorträge über Naturschönheiten und Landschaften) durchzuführen gedachten. Die Argumentation der Vertreter des Liederkranzes und des Jünglingsvereines werfen beispielhaft einen Blick auf die politischen Verhältnisse, deren führende konservative Kräfte die städtische Unterstützung als selbstverständlich ansahen und den Arbeiterkulturvereinen jeden Anspruch gewiss aus politischen, wohl aber auch aus Konkurrenzgründen abstritten. Zugleich dokumentieren die Aussagen der beiden Vereine auf einer Versammlung der Naturfreunde, wie die Arbeiterbewegung ausgegrenzt und jede Gleichberechtigung und Anerkennung verweigert wurde. So sei der Liederkranz politisch neutral, der älteste Verein der Stadt, dem die »ersten und besten Bürger« angehören würden. Die Nutzung von Schulräumen durch den Jünglingsverein sei berechtigt, da dieser auf einer religiösen Grundlage stünde¹⁸⁰. Gewiss stellen die Vorgänge in Schelklingen ein extremes Beispiel dar. In den anderen Gemeinden scheinen die Arbeiterkulturvereine auf weniger Schwierigkeiten bei den kommunalen Verwaltungen gestoßen zu sein, zumal sie die Existenz der Arbeitervereine anzuerkennen gezwungen waren und möglicherweise sogar deren wichtige Rolle im gesellschaftlichen Leben und für den sozialen Frieden anerkannten. Alle Arbeitersportvereine konnten – wenngleich auch erst nach etlichen Mühen während der Gründungsphase (so erlangte die Arbeitersportvereinigung Blaubeuren 1926 die Nutzung der städtischen Turnhalle erst mit Hilfe einer ministeriellen Genehmigung)¹⁸¹ – ihre Übungen und Spiele auf Plätzen, die ihnen die Gemein-

den überließen und die mit Festen und sportlichen Wettkämpfen feierlich eingeweiht wurden, ausüben. Für diesen Wandel sei beispielhaft die Eröffnung des Naturfreundehauses Blaubeuren 1931 genannt. Der Festredner, A.C. George aus Nürnberg, hob ausdrücklich die Unterstützung der Stadt Blaubeuren hervor¹⁸².



Bau der Hütte des Arbeitersportvereins Blaubeuren auf dem Barmen, um 1930.

Auch die Arbeitergesangvereine stießen an die Grenzen der bürgerlichen Klassengesellschaft. Als Dirigenten dienten in jedem Gesangverein – sei er bürgerlicher, sei er sozialdemokratischer Provenienz – Lehrer, die jedoch vor allem in ländlichen Regionen nur in Ausnahmefällen der Sozialdemokratie nahe standen. »Aber bald«, lesen wir in einem Bericht über die Geschichte der beiden Arbeitergesangvereine in Gerhausen, »verloren wir unseren Dirigenten und mit diesem blieb auch die Krise für die beiden Vereine nicht aus. Die Dirigentenfrage stand dauernd im Vordergrund, und wir standen manchmal allein auf weiter Flur ohne Dirigenten.«¹⁸³ An dieser Frage drohte ein Arbeitergesangverein sogar schon bei seiner Gründung, wie zum Beispiel in Arnegg, zu scheitern. So fand der Arbeitergesangverein »Eintracht Blaubeuren 1920« erst vier Monate nach seiner Gründung in dem Mittelschullehrer Herrlinger aus Ulm einen Dirigenten, der dort auch den Freien Volkschor Harmonia leitete¹⁸⁴. Ein anderer Lehrer aus Ulm, Joseph Auchter, leitete die Freien Volkschöre Langenau und Ehrenstein sowie den Arbeitergesangverein Klingenstein¹⁸⁵.



17-7-99

Druckluftzylinder und Auspuff eines Baustellenfahrzeuges, überzogen vom allgegenwärtigen Abbruchstaub.

Feiern und Feste

Feiern und Feste spielten eine wichtige Rolle im Selbstverständnis und in den Aktivitäten der Arbeiterkulturvereine. Sie stärkten das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Solidarität zwischen den Genossen und Genossinnen. Mag ihre Form der bürgerlichen Festkultur weitgehend entsprochen haben, so besaßen sie dennoch Eigenständigkeit und waren vor allem öffentliche Manifestationen, die die Stärke, ja auch Überlegenheit und die politischen Ansprüche und Ziele der Arbeiterbewegung demonstrieren sollten. Besonders die meist den größeren Festen vorausgehenden Straßenumzüge dienten diesem Anliegen und verliefen stets in einer bestimmten Form, wie uns das folgende Beispiel zeigen soll. Vor der Einweihungsfeier des Naturfreundehauses in Blaubeuren an Pfingsten 1931 formierte sich in der Stadt ein Zug, der von Trommlern und Pfeifern angeführt wurde. Ihnen folgten die Kinder und Jugendgruppen, die Fahnengruppen, die Frauen und Männer sämtlicher Organisationen in getrennten Gruppen. Den Abschluss bildete das Reichsbanner, das in Uniform antrat¹⁸⁶. Die Arbeiterfeiern und -feste waren immer Feste der gesamten örtlichen Arbeiterbewegung. Oft traten sie gemeinsam als Veranstalter auf. Beispielsweise feierten 1927 Naturfreunde, Arbeitersportvereinigung, SPD und Gewerkschaften die vor allem an Jugendliche gerichtete Wintersonnwende in Blaubeuren¹⁸⁷. Die Mitglieder aller Organisationen waren zur Teilnahme aufgefordert. Zu Sportplatzeinweihungen oder zu Stiftungsfesten lud man oft die benachbarten Brudervereine ein. Auch weiter entfernte Gäste fanden den Weg in die Täler von Ach, Blau- und Schmiech. So trat beispielsweise die Freie Turnerschaft Ulm auf fast allen Stiftungsfesten der Arbeitersportvereinigung Blaubeuren auf oder die Arbeiterradfahrer in Ehrenstein begrüßten auf ihrer Herbstfeier 1930 ihre Sportgenossen aus Friedrichshafen¹⁸⁸.

Viele der Feste besaßen in den ersten Jahren der Weimarer Republik, wie bereits an anderer Stelle berichtet, eher einen kulturell-geselligen, weniger einen politischen Charakter. Gewiss traten auch in dieser Zeit politische Elemente in Erscheinung, aber eher in allgemeiner Form, beispielsweise in einer Begrüßungsrede oder wenn man ein Fest mit dem wohl bekanntesten sozialdemokratischen Arbeiterlied »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!« begann¹⁸⁹. Erst während der Weltwirtschaftskrise gewannen die Feste an politischem Inhalt und Ausrichtung. So kam das schon erwähnte, die sozialen Auswirkungen der Wirtschaftskrise zeigende Theaterstück »Das Proletariermädchen« auf den Weihnachtsfeiern 1930/31 des Arbeiter-Turn- und -Sportvereins Klingenstein und des Arbeitersportvereins Arnegg zur Aufführung. Wenige Wochen vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten fand die Weihnachtsfeier des Arbeiter-Turn- und -Sportvereins Klingenstein und des Arbeitergesangvereins Klingenstein in dem tagespolitischen Stück »Die Stunde der Vergeltung« ihren Höhepunkt¹⁹⁰. Auch Appelle, »in dieser schweren Zeit zusammenzuhalten, bis die Arbeiterschaft den Sieg errungen habe«, bildeten gelegentlich den Abschluss eines Festes¹⁹¹.



Die Sporthütte des ASV Klingenstein im Weiherbachtal, um 1927. Im Vordergrund links der Weiherbach, die einzige Waschgelegenheit der Arbeitersportler.



25-7-99

Radlerrad mit Kette.

Die Arbeiterfeste und -feiern folgten dem Jahreslauf. Maskenbälle – »Heute gehen wir erst morgen ins Bett«, so das Motto der Klingensteiner ArbeitersportlerInnen 1930¹⁹² – eröffneten den Festkanon. Im Frühjahr luden die Arbeitergesangsvereine zu ihren Frühjahrsunterhaltungen, im Sommer veranstaltete nahezu jeder Verein ein Sommer- oder Waldfest. Bei den SängerInnen standen selbstredend Gesang und Musik im Mittelpunkt, bei den TurnerInnen sportliche Darbietungen und Wettkämpfe. Im Juni 1930 maßen sich auf dem Sommerfest des Arbeiter-Turn- und -Sportvereins Klingenstein die heimischen Mannschaften mit den Gästen aus Augsburg in Handball, Faustball und Fußball und erstmals wurde auch ein Pushballturnier zwischen der Freien Turnerschaft Söflingen, der Arbeitersportvereinigung Blaubeuren und dem ATSV Klingenstein ausgetragen¹⁹³. Herbstunterhaltungen der Arbeitergesangsvereine und die die Saison abschließenden Schlussfeiern der ArbeitersportlerInnen bildeten von September bis November die geselligen Höhepunkte.

Weihnachtsfeiern standen am Ende des Festjahres. Die zahlreichen Berichte in der »Donauwacht« zeugen von ihrer besonderen Bedeutung. Sie litten aber unter der Not und dem Elend der letzten Jahre der Weimarer Republik. Die Stimmung in den Arbeiterkreisen mag das folgende, die Wintersonnwendfeier der Blaubeurer Naturfreunde 1933 betreffende Zitat belegen: »Wenn heute Arbeiter Feste feiern, so taucht immer im Hintergrund die Frage auf, dürfen wir noch Feste feiern, ist unsere Not nicht so groß, dass jede Festesfreude erstickt wird? Gewiss sollen auch die Arbeiter aus dem Alltag und der Not herausgerissen werden und sich freuen dürfen, leider können sie die Sorgen nicht so leicht abstreifen.«¹⁹⁴ Mancher Verein verzichtete auf eine Weihnachtsfeier. Im Dezember 1930 veranstaltete der Arbeitergesangsverein »Eintracht« Klingenstein erstmals nur noch eine Familienunterhaltung, die an die Stelle der sonst üblichen vorweihnachtlichen Fröhlichkeit auf den Weihnachtsfeiern trat¹⁹⁵.

Die jährlichen Feiern am 1. Mai in Blaubeuren und Ehrenstein/Klingenstein (aus Schelklingen sind derzeit nur die Feiern der Jahre 1926 und 1927 bekannt) bildeten zweifelsohne den Höhepunkt der Arbeiterfeste. Nach derzeitigem Kenntnisstand

finden während des Kaiserreiches keine Maifeiern im Blau-, Ach- und Schmiechtal statt. Erstmals wurden sie 1919 begangen, als der 1. Mai gesetzlicher Feiertag wurde. Bemerkenswert ist, dass in den beiden Orten unterschiedliche Formen des Feiertages entwickelt wurden. In Blaubeuren riefen Partei- und Gewerkschaftsleitung zumindest von 1926 an Jahr für Jahr am 1. Mai zur grundsätzlichen Arbeitsruhe auf¹⁹⁶. Statt zur Arbeit zu gehen, sollten sich die ArbeiterInnen zu einem Morgenspaziergang einfinden. Inwieweit diesem Aufruf Folge geleistet wurde, ist nicht bekannt, aber der stets nachgewiesene Morgenspaziergang lässt den Schluss zu, dass er nicht ganz ohne Erfolg blieb. In manchen Jahren, so 1920 und 1931, fanden in Blaubeuren auch Festumzüge und Protestdemonstrationen statt¹⁹⁷. In Klingenstein bzw. Ehrenstein fand die Maifeier, zu der immer die Parteivorstände von Arnegg, Ehrenstein, Herrlingen und Klingenstein aufriefen, am 1. Mai nur dann statt, wenn besagter Tag auf einen Sonntag fiel, sonst immer am darauffolgenden Sonntag. Das Festprogramm von 1925 steht beispielhaft für diese Maifeiern: 6 Uhr: Tagwacht vom Dachstein und Beibruck; 13 Uhr: Handballspiel zwischen ASV Klingenstein und Freier Turnerschaft Ulm, anschließend Festzug; 15 Uhr: Festrede und Kinderbescherung; 18 Uhr: Tanz in der »Kalten Herberge«¹⁹⁸.

Auch für die Maifeiern gilt, dass sie in den ersten Jahren der Weimarer Republik mehr den Charakter eines unterhaltsamen Volksfestes mit musikalischen und sportlichen Programmpunkten besaßen und die Ansprachen eher von allgemeinen Ausführungen über die Bedeutung des internationalen Fest- und Kampftages der Arbeiterklasse bestimmt waren. Auch sie gewannen erst seit 1929 an politischem Gewicht. So forderte man 1929 in Blaubeuren Abrüstung, gesetzlichen Arbeitsschutz und die gesetzliche Festlegung des Achtstundentages; die Blaubeurer Maifeier 1931 stand ganz unter dem Zeichen der Wirtschaftskrise: »Gegen Lohnraub [und] Verschlechterung der Arbeitsbedingungen!... Für Bekämpfung der Wirtschaftskrise und Beschaffung von Arbeit!... Für die gesetzliche 40-Stundenwoche!... Für die Bekämpfung des Faschismus!«¹⁹⁹.



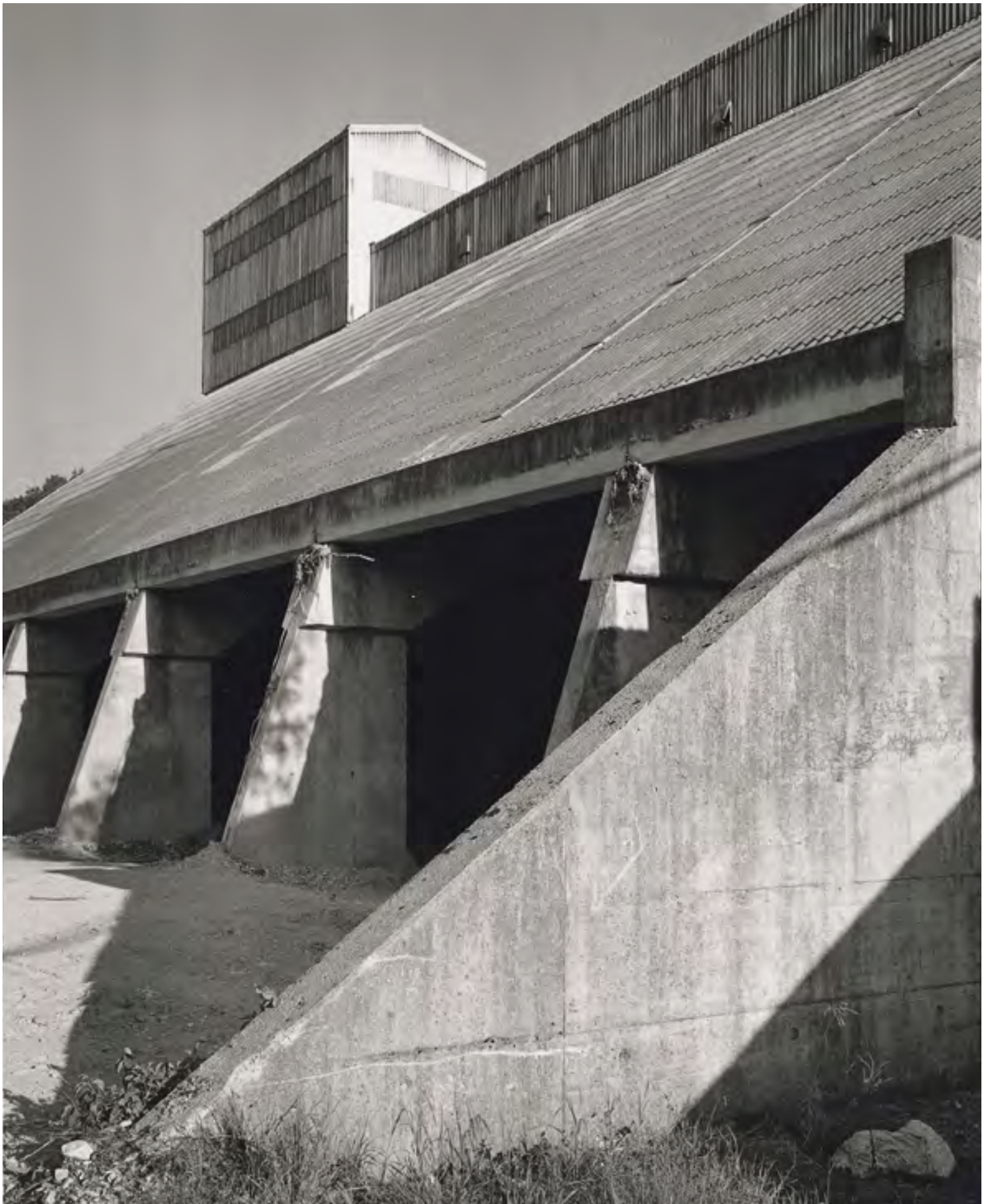
6-8-99

Schrott. Stifte eines Abzugstrichters, Zahnrad für Bandantrieb und Reste eines Transportbandes.



Das Naturfreundehaus Blaubeuren im Ried, 1960.

Liest man die Berichte über die Jahreshauptversammlungen im Januar und Februar 1933, so spürt man nichts von der drohenden Gefahr einer nationalsozialistischen Diktatur. Wie immer debattierten die Versammlungen über den Bericht des Vorstandes, wählten Vorsitz und Vorstände neu und berieten das Jahresprogramm. Doch nur wenige Wochen nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 folgte das Verbot der Arbeiterkulturvereine und ihr Eigentum wurde beschlagnahmt. Nach dem Ende des nationalsozialistischen Regimes 1945 blieben die Versuche, die Arbeiterkulturbewegung wieder ins Leben zu rufen, meist in ihren Anfängen stecken. Oft schlossen sich Arbeitervereine bürgerlichen Vereinen an oder öffneten sich auch Handwerkern, Selbständigen und Beamten. Nur die Naturfreunde, die ihre geraubten Häuser zurückerhielten, erinnern uns an die in ihrer Vielfalt blühende Arbeiterkulturbewegung, die sich von dem Terror und der Verfolgung während der NS-Diktatur nicht mehr erholte.



3-9-99

Klinkerlager. Hier erfolgte das staub- und lärmträchtige Brechen des Abbruchmaterials, weshalb diese Halle im Herbst 1999 noch stand. Nur die bis zur Traufe reichenden Erdböschungen sind schon entfernt worden.

Abbildungsverzeichnis

Heidelberger Zement Archiv

Seite 6 M-ZWB 198
Seite 8 M-ZWB 8
Seite 10 ZWB 23
Seite 12 M-ZWB 45, M-ZWB 46
Seite 14 HV 340
Seite 16 ZWB 219
Seite 18 HV 340, M-ZWB 271
Seite 20 M-ZWB 258
Seite 22 M-ZWB 9, M-ZWB 256
Seite 24 M-ZWB 3, M-ZWB 44
Seite 26 M-ZWB 26, M-ZWB 27
Seite 32 HV 330, HV 523
Seite 34 M-ZWB 11
Seite 36 M-ZWB 272
Seite 38 M-ZWB 42, M-ZWB 273
Seite 40 M-ZWB 39
Seite 42 M-ZWB 275, ZWB 13/1
Seite 44 ZWB 13/1
Seite 46 M-ZWB 274
Seite 48 M-ZWB 242
Seite 50 M-ZWB 40, M-ZWB 44
Seite 52 M-ZWB 21
Seite 54 M-ZWB 284, M-ZWB 276
Seite 56 M-ZWB 277
Seite 58 M-ZWB 278
Seite 60 M-ZWB 279, M-ZWB 280
Seite 62 M-ZWB 281
Seite 68 M-ZWB 282, M-ZWB 283
Seite 70 M-ZWB 50
Seite 72 M-ZWB 220
Seite 74 M-ZWB 224
Seite 76 M-ZWB 248, M-ZWB 230
Seite 78 M-ZWB 214, M-ZWB 216

Stadtarchiv Blaubeuren

Seite 34 Foto 752
Seite 46 Foto 947
Seite 62 Glasplatte 384, Wilhelm Gunsilius, Blaubeuren
Seite 64 Foto 751
Seite 66 Postkartensammlung
Seite 84 Foto 567
Seite 88 Foto 570
Seite 94 Foto 568
Seite 100 Postkartensammlung Metz

Stadtarchiv Schelklingen

Seite 92 Foto 21

Südwestpresse, Ulm

Seite 74

Wolfgang Adler, Blaustein

Seite 82 B 1003/A
Seite 96 B 962/12

Graphiken

Seite 28 Zahlenmaterial: Riepert Seite 967/968
Seite 30 Zahlenmaterial: Riepert Seite 950/956/957
Seite 44 Zahlenmaterial: Heidelberger Zement
Unternehmensarchiv, u.a. HV 357
Seite 48 Zahlenmaterial: Heidelberger Zement
Unternehmensarchiv, u.a. HV 357
Seite 58 Zahlenmaterial: Heidelberger Zement
Unternehmensarchiv, u.a. HV 357

Gerhard Eilebrecht, Blaustein

Titelbild	Seite 59	137-8
Seite 7	124-4	Seite 61 138-8
Seite 9	142-4	Seite 63 138-2
Seite 11	158-7	Seite 65 132-12
Seite 13	104-4	Seite 67 132-11
Seite 15	104-5	Seite 69 134-3
Seite 17	105-2	Seite 71 134-6
Seite 19	108-5	Seite 73 135-5
Seite 21	105-12	Seite 75 136-2
Seite 23	107-12	Seite 77 137-10
Seite 25	108-12	Seite 79 141-12
Seite 27	110-4	Seite 81 141-3
Seite 29	108-9	Seite 83 143-4
Seite 31	108-1	Seite 85 142-11
Seite 33	107-5	Seite 87 151-4
Seite 35	111-10	Seite 89 147-2
Seite 37	121-2	Seite 91 145-5
Seite 39	121-8	Seite 93 150-4
Seite 41	120-4	Seite 95 150-1
Seite 43	120-6	Seite 97 155-1
Seite 45	119-9	Seite 99 153-9
Seite 47	123-12	Seite 101 155-12
Seite 49	126-8	Seite 103 154-6
Seite 51	129-11	Seite 105 159-12
Seite 53	132-2	Seite 107 159-10
Seite 55	137-3	Seite 109 161-2
Seite 57	133-12	Seite 111 122-9, 142-1, 171-7



3-9-99

Die Untersicht auf das Hallendach des Klinkerlagers zeigt die ästhetische Schönheit sauberer, durchdachter und nüchterner Planung.

Quellen

- 1 HZ-Archiv HV 382, Aufsatz von Eberhard Spohn: Über die Anfänge der Zementfabrik, o.D., S.1; vgl. auch HZ-Archiv HV 355 und HV 340, Georg Spohn: 75 Jahre Gebrüder Spohn, in: *Unsere Heimat in Bildern. Beilage der Oberschwäbischen Volkszeitung und Tettnanger Bauernzeitung*, Nr. 7, 1. Jg., 30.9.1922, Ravensburg.
- 2 Georg Spohn: 75 Jahre Gebrüder Spohn, s.o.
- 3 Eberhard Spohn: Über die Familie Spohn und die Entstehung der Zementfabrik, o.D.
- 4 Allgemein versteht man unter Portlandzementen künstlich erzeugte hydraulische Kalke mit durchschnittlich 60% Kalkgehalt und 30-32% Tonerdesilikatgehalt. Der Rest setzt sich aus Alkalien und Metalloxiden zusammen, die Einfluss auf die Eigenschaften des Zements ausüben. Portlandzemente ergeben einen dichten Mörtel oder Beton und binden vergleichsweise langsam ab.
- 5 Eberhard Spohn: Über die Familie Spohn und die Entstehung der Zementfabrik, o.D.
- 6 Vgl. Helmuth Albrecht u. a.: *Kalk und Zement in Württemberg: Industriegeschichte am Südrand der Schwäbischen Alb, Ubstadt-Weiher*, 1991 (Technik und Arbeit, 4), S.129.
- 7 *Der Blau-Mann. Amts-, Anzeige- und Unterhaltungsblatt*, 10. Jg., Nr. 7, 12.2.1939.
- 8 Fuchs (1774/1856) hatte Anfang der 1830er Jahre in München seine Untersuchungen über hydraulische Kalke veröffentlicht. Darin wies er nach, dass eine bestimmte Mischung aus Ton und Kalk gebrannt und anschließend gemahlen ein Material liefert, das mit Wasser angemacht in kurzer Zeit steinartig erhärtet.
J. F. John (1782/1847) erkannte als erster die Herstellungsmöglichkeit eines hydraulischen Mörtels aus künstlichen Mineralien.
- 9 HZ-Archiv ZWB 219, Otto Leube: Zur Erinnerung an Gustav Leube sen. geb. 23.5.1808, (Aufsatz des Enkels), Ulm.
- 10 Vgl. Albrecht, 1991, S. 130, s.o.
- 11 Stadtarchiv Blaubeuren (im Folgenden mit StadtA abgekürzt), B 45. Nach dem Stand der Steuerlisten betrieb er den Steinbruch zumindest in den Jahren 1869/70.
- 12 StadtA, Gde A Gerhsn., Bü. 122, Nr. 86.
- 13 StadtA, C 753, Nr. 39, beide Akten mit Bauplänen.
- 14 Albrecht, 1991, S. 130.
- 15 HZ-Archiv HV 382, Brief von Julius Spohn an Karl Albert Ruthardt, 20.2.1872.
- 16 Eberhard Spohn: Über die Familie Spohn und die Entstehung der Zementfabrik, S. 6, s.o.
- 17 Ebd., sowie HZ-Archiv HV 494, Baugenehmigung des Oberamts Blaubeuren vom 26.6.1872, 27.6.1872.
- 18 HZ-Archiv HV 382, Brief von Julius Spohn an Albert Ruthardt, 21.9.1872.
- 19 HZ-Archiv HV382, *Der Blaumann. Amtsblatt für den Bezirk Blaubeuren*, 43. Jg., Dienstag 6/8.11.1872.
- 20 Eberhard Spohn: Über die Familie Spohn und die Entstehung der Zementfabrik, S. 6, s.o.
- 21 HZ-Archiv HV494, Baugesuch zur Errichtung von Hochbauten der Firma Spohn & Ruthardt vom 20.1.1873 an das Schultheissenamt Blaubeuren.
- 22 HV-Archiv HV 494, Baugesuch an das Oberamt Blaubeuren vom 29.4.1875
- 23 wie Anm. 5, S. 7.
- 24 Georg Spohn: 75 Jahre Gebrüder Spohn, o. a.
- 25 Eberhard Spohn: Über die Familie Spohn und die Entstehung der Zementfabrik, S.6, o. a.
- 26 Ebd., S. 8.
- 27 Ebd.
- 28 HZ-Archiv ZWB 219, E. Schwenk: Bericht über Cement-Fabrikation und Ansicht der Cementsteinbrüche & Fabriken in Ulm, Blaubeuren, Gerhausen, Söflingen & Allmendingen, Ulm 1884.
- 29 Eberhard Spohn: Über die Familie Spohn und die Entstehung der Zementfabrik, S. 7, o.a.; vgl. auch Anm. 109.
- 30 HZ-Archiv HV494, Anstellungsangebot der Gebrüder Spohn an Albert Ruthardt, 18.5.1875.
- 31 *Der Blaumann. Amtsblatt für den Bezirk Blaubeuren* Nr. 134, 21.11.1876.
- 32 StadtA, B 45 und Bekanntmachung HR, 17.11.1876.
- 33 Georg Spohn: 75 Jahre Gebrüder Spohn, o. a.
- 34 HZ-Archiv ZWB 13, *Der Spohn-Zement. Mitteilungen an die Gefolgschaft der Portland-Cementfabrik Blaubeuren Gebrüder Spohn A.-G.*, 30.4.1938, Folge 2, S. 7-8.
- 35 E. Schwenk: Bericht über Cement-Fabrikation ..., o. a.
- 36 Georg Spohn: 75 Jahre Gebrüder Spohn, o. a.
- 37 Eberhard Spohn: Über die Anfänge der Zementfabrik, S. 2, o. a.
- 38 Ebd., S. 8-11.
- 39 Ebd., S. 3a-3b.
- 40 Ebd.
- 41 Ebd., S. 12-13.
- 42 Ebd., S. 14-15.
- 43 Ebd., S. 3a-3b.
- 44 Ebd., S. 13.
- 45 Vgl. Riepert (Hg.): *Die Deutsche Zementindustrie*, Berlin 1927, S. 957-958.
- 46 Ebd.
- 47 Vgl. Albrecht, 1991, S. 153.
- 48 Vgl. Riepert, 1927, S. 990.
- 49 Vgl. Riepert, 1927, S. 958/990.
- 50 Eberhard Spohn: Über die Familie Spohn und die Entstehung der Zementfabrik, S. 14-15, s.o.
- 51 Vgl. Riepert, 1927, S. 959.
- 52 TIZ (Tonindustrie-Zeitung), 23. Jg., Nr.13, 7.2.1899, S. 152 und TIZ, 23. Jg., Nr.14, 10.2.1899, S. 177.
- 53 Vgl. Riepert, 1927, S. 1023f.
- 54 Vgl. Riepert, 1927, S. 990.
- 55 Georg Spohn: 75 Jahre Gebrüder Spohn, s.o.
- 56 HZ-Archiv HV 382, *Der Blaumann. Amtsblatt für den Bezirk Blaubeuren*, 43. Jg., Dienstag 6/8.11.1872.
- 57 HZ-Archiv HV 5, Statut der Portland-Cementfabrik Blaubeuren, Gebr. Spohn AG in Blaubeuren, S. 17f.



22-10-99

Das Klinkerlager mit Klinkerverladeturm. Der ungewohnte Blick durch die Halle ist nach Wegnahme der Erdböschungen möglich geworden.

- 58 HZ-Archiv HV 330, Brief von Friedrich Schott an Georg Spohn, 18.2.1904 sowie Brief von Geheimrat von Pflaum, Württembergische Bankanstalt an Portland-Cementfabrik Blaubeuren, 3.3.1904. Der Betrag von 1 Mio. Mark wurde in 25 gleichen Jahresraten zu 40000 Mark abbezahlt. Die erste Rate war am 1.11.1905 fällig.
- 59 Vgl. Albrecht, 1991, S.160.
- 60 Eberhard Spohn: Über die Anfänge der Zementfabrik, S. 5.
- 61 Vgl. Riepert, 1927, S. 950, 956, 957.
- 62 Keil: 90 Jahre Zementverein, in: Zement-Kalk-Gips, 20. Jg. (1967), H. 12, S. 551-554.
- 63 Vgl. Albrecht, 1991, S. 167/168.
- 64 Eberhard Spohn: Über die Anfänge der Zementfabrik, S.7, s.o.
- 65 Vgl. Weidner, 1909, S. 125-127.
- 66 Eberhard Spohn: Über die Anfänge der Zementfabrik, S. 7, s.o.
- 67 Ebd.
- 68 Ebd.
- 69 HZ-Archiv ZWB 13, Der Spohn-Zement. Mitteilungen an die Gefolgschaft der Portland-Cementfabrik Blaubeuren Gebrüder Spohn, AG, Folge 1, 31.12.1937, Blaubeuren, S. 4.
- 70 Ebd.
- 71 Ebd., S. 5.
- 72 HZ-Archiv ZWB 13/1, Arbeitsordnung für die Portland-Cementfabrik Blaubeuren von Gebrüder Spohn in Blaubeuren, 8.4.1892.
- 73 Ebd.
- 74 Ebd.
- 75 Ebd.
- 76 Riepert, 1927, S. 972-974.
- 77 Vgl. Albrecht, 1991, S. 193.
- 78 Werden und Wirken. Aus den Aufzeichnungen des Kommerzienrats Dr.-Ing. e.h. Carl Schwenk, Ulm a.D., Ulm 1939, S. 84.
- 79 HZ-Archiv ZWB 13, Der Spohn-Zement. Mitteilungen an die Gefolgschaft der Portland-Cementfabrik Blaubeuren Gebrüder Spohn A.-G., 30.4.1938, Folge 2, S. 4.
- 80 HZ-Archiv ZWB 13, Der Spohn-Zement. Mitteilungen an die Gefolgschaft der Portland-Cementfabrik Blaubeuren Gebrüder Spohn, AG, Folge 1, 31.12.1937, Blaubeuren, S. 3.
- 81 HZ-Archiv HV 356, Brief von Dr. Georg Spohn und Friedrich an Otto Heuer, 27.7.1936.
- 82 HZ-Archiv HV 356, Brief des Süddeutschen Cement-Verbands an Dr. Friedrich Kirchhoff, 6.9.1932 und Brief von Dr. Georg Spohn und Friedrich Schott an Dr. Friedrich Kirchhoff, 26.8.1932.
- 83 ebenda, sowie Albrecht, 1991, S. 167.
- 84 HZ-Archiv HV 494, Eberhardt Spohn: Die Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG (Aufsatz), o.D. [ca. 1965]. Im Interessengemeinschaftsvertrag war ein Tausch von drei Heidelberger Aktien für eine Spohn-Aktie festgelegt, der am 1.3.1939 vollzogen wurde. Es wurden 920'400 Spohn-Aktien zu 400 Mark je Stück gegen 2'771'200 Heidelberger Aktien zu 400 Mark je Stück getauscht. Beim Aktienkapital von RM 2'000'000 Mark erhöhte sich der Anteil Heidelbergs von 42,82% um 46,02 % der Familie Spohn auf 88,9 %.
- Von den ausstehenden Aktien wurden von 1942 bis 1944 noch weitere nominelle 144'400 Spohn-Aktien (7,22 %) getauscht, so dass Heidelberg über 96,12 % verfügte. Die restlichen Aktien wurden in den Folgejahren restlos aufgekauft.
- 85 HZ-Archiv HV 356, Interessensgemeinschaftsvertrag zwischen den Portland-Zementwerken Heidelberg und der Portland-Cementfabrik Blaubeuren, 10.12.1959.
- 86 Vgl. Albrecht, 1991, 200.
- 87 HZ-Archiv ZWB 69, Besprechungsprotokoll Hemscheidt und Schmidhuber mit Vorständen Kellerwessel, Koch, Scheck, 3.6.1942.
- 88 Vgl. Dieter Kühn: 160 Jahre Zementindustrie Blaubeuren, Blaubeurer Geographische Hefte 16, Blaubeuren 1999, S. 8.
- 89 HZ-Archiv DS 133, Helmut Knappe: Transportwege zwischen Steinbruch und Werk, in: Der Heidelberger Portländer. Die Werksreportage, H.2, 1967, S. 21.
- 90 Vgl. Vergangenes, Aktuelles, Nachdenkliches und Vorausschauendes. 50 Jahre Rohrbach Zement, Dotternhausen 1989, S. 7.
- 91 HZ-Archiv ZWB 69, Besprechungsprotokoll Hemscheidt und Schmidhuber mit Vorstand Kellerwessel, Koch, Scheck, 3.6.1942.
- 92 HZ-Archiv HV 357, Brief von Paul Hemscheidt an Zementgemeinschaft Südwest GmbH, Heidelberg, 5.11.1944.
- 93 HZ-Archiv HV 357, Brief von Paul Hemscheidt an Dr. Josef Kellerwessel, 13.7.1944.
- 94 HZ-Archiv HV 357, Brief von Paul Hemscheidt an den Leiter des Sonderlings Zement, Wilhelm Anselm, Berlin, 30.9.1944.
- 95 HZ-Archiv HV 357, Georg Spohn: Zum Gedächtnis (Aufsatz über die Ereignisse in Blaubeuren vom 15.4. bis 25.5.1945), Blaubeuren 25.5.1945.
- 96 HZ-Archiv HV 1305, Paul Hemscheidt kam im Februar 1946 vor den Hauptprüfungsausschuss und wurde offensichtlich für die weitere Verwendung in leitender Funktion gesperrt. In einer am 11. Juni 1946 abgehaltenen Betriebsversammlung brachte der Betriebsratsvorsitzende Mann die Entlassung von Hemscheidt auf die Tagesordnung. In geheimer Abstimmung mit 118 Stimmen, bei einer Enthaltung und einer Gegenstimme wurde die Wiedereinsetzung gefordert. Vgl. dazu Brief von Mann, Betriebsratsvorsitzender der Portland-Cementfabrik Blaubeuren Gebr. Spohn A.G. an Landrat, 14.06.1946.
- 97 HZ-Archiv HV 1305, Brief von E. Curt Loesche an Georg Spohn, 18.01.1948 und Brief Georg Spohn an E. Curt Loesche, 25.02.1948.
- 98 HZ-Archiv HV 357, Protokoll der Aufsichtsratssitzung am 1.10.1948 in Heidelberg, Bericht des Vorstandes, 7.10.1948.
- 99 Vgl. Albrecht, 1991, S. 210.
- 100 HZ-Archiv DS 133, Der Heidelberger Portländer Heft 2, 1967 (Sonderdruck mit Werksreportage Blaubeuren), S. 22.
- 101 Heimatbuch Blaubeuren, hrsg. von der Kulturgemeinde Blaubeuren, Blaubeuren 1950, S. 221-222.
- 102 Dampfkesselakten im Staatsarchiv Ludwigsburg (im Folgenden mit StAL abgekürzt), F 156 (Bestand Oberamt Blaubeuren), Bü. 112 ff., und im Kreisarchiv des Alb-Donau-Kreises, Bestand Oberamt Blaubeuren, Bü. 920 ff.
- 103 StAL, E 179 II, Bü. 6654 (Oberamtsvisitation 1886).
- 104 Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum des Blaumann, 1929.



22-10-99

Achteckiger Verteilerturm nach Abnahme der Wandverkleidung. Von hier bis zum Gerhauser Steinbruch verlief ein 1600 m langes Schottertransportband, 750 m davon in einem Tunnel durch den Berg. Das Band wurde mit tonnenschweren Gewichten getrimmt. Der Turm war auch Gurtwendestation.

- 105 Joachim Striebel: 100 Jahre Werksfeuerwehr [Heidelberger Zement], in: *Das Blaumännle* Nr. 43, 28.10.1988.
- 106 Vgl. dazu die von der Freiwilligen Feuerwehr Blaubeuren herausgegebene Festschrift: 150 Jahre Freiwillige Feuerwehr Blaubeuren, Blaubeuren 1998, besonders S. 82-83.
- 107 Wolfgang Leiner: *Geschichte der Elektrizitätswirtschaft in Württemberg* Bd. 1, Stuttgart 1982, S. 300-301, nach Schwäbischer Kronik vom 18.10.1888.
- 108 In der Festschrift des Blaumanns von 1929 ist davon die Rede, dass das Werk durch den »vorteilhaften« Bezug elektrischen Stroms die 1200-PS-Dampfmaschine von 1897 kürzlich aus dem Betrieb stellen konnte.
- 109 StadtA, B 48/61, Protokoll vom 13.4.1938, und Ebd., C 145.
- 110 StAL, E 179 II, Bü. 3325, Anlage Nr. 30.
- 111 Zahlen errechnet aus: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 281 (Kirchenvisitationen); den angegebenen Jahrgängen des Staatshandbuchs für Württemberg, ferner aus der Beilage Tabelle A 2 zur Kreisbeschreibung des Alb-Donau-Kreises, hrsg. von der Landesarchivdirektion, Stuttgart 1992. Bei dieser Tabelle ist zu berücksichtigen, dass dort die Einwohner von Gerhausen bei Blaubeuren eingerechnet worden sind.
- 112 Jeremias Höslin: *Beschreibung der württembergischen Alp*, Tübingen 1798, S. 193-194.
- 113 Vgl. dazu den Kaufvertrag zwischen Albert Ruthardt, dem ersten Geschäftspartner Spohns, und dem Steinbruchbesitzer Felix Müller von 1867. In diesem Vertrag sichert Müller Ruthardt ausdrücklich zu, dass für den Betrieb von Steinbruch und Zementfabrikation (mit Nachtbetrieb) ein Personal von 7 Männern und 2 Frauen ausreicht: StadtA, GdeA Gerhausen, Bd. 106/11, Kaufvertrag vom 6.12.1867.
- 114 StAL, E 179 II, Bü. 4476, Oberamtsvisitation 1904, Anlage 6: in der Zementindustrie durchschnittlicher Lohn 2,80-3,00 Mark, in der Textilindustrie durchschnittlicher Lohn 2,- Mark. 1877 und 1884 galten 2,00 Mark als durchschnittlicher Blaubeurer Lohn: StadtA Blaubeuren, C 1318 und 1741. In C 1318 ausführliche Angaben zu den Beschäftigtenzahlen, zur Lohnhöhe und zu den Lohnstufen.
- 115 Diese Haltung der Handwerker wird hier aus einer verächtlichen Bemerkung des Dekans Findeisen erschlossen, der 1893 vermerkt, dass die Handwerker, die es aufgrund einer gemüthlichen Arbeitshaltung zu nichts gebracht hätten, sich als Zement- oder Bleichearbeiter verdingten: Landeskirchliches Archiv Stuttgart (im Folgenden mit LKA abgekürzt), A 29, Bü. 539, Pfarrbericht von 1893.
- 116 So erklärte der Blaubeurer Oberamtmann den Arbeitskräftemangel der Zementwerke um 1905: StAL, E 179 II, Bü. 2010 a, Oberamtsvisitation 1904, Anlage 6. Bemerkenswerterweise ähnelt das Verhalten dieser Arbeiter dem der Dienstboten der vorindustriellen Wirtschaft. Auch als Dienstbote ging man nie von einer größeren Stadt in eine kleinere in Dienst, sondern nur umgekehrt.
- 117 StAL, E 179 II, Bü. 2010 a, Oberamtsvisitation 1904.
- 118 Dies nach den übereinstimmenden Äußerungen der Blaubeurer Oberamtmänner bei den Oberamtsvisitationen (StAL, E 179 II) und der Dekane in den Pfarrberichten (LKA, A 29, Bü. 539).
- 119 Vgl. dazu die Pendlerzahlen in der Beilage Tabelle A 4 der Kreisbeschreibung des Alb-Donau-Kreises.
- 120 LKA, A 29, Bü. 539, Pfarrbericht 1905.
- 121 Vgl. dazu die bewegten Klagen der Blaubeurer Dekane in den Pfarrberichten (LKA, A 29, Bü. 539).
- 122 Arbeiterbewegung und 100 Jahre SPD-Ortsverein Blaubeuren 1899 – 1999, Blaubeuren 1999. Zur frühen Sozialdemokratie im Raum Blaubeuren vgl. Kreisarchiv Alb-Donau-Kreis, OA-BLB-1562 und StadtA, C 1627.
- 123 StAL, E 179 II, Bü. 6655, Medizinalvisitation 1897.
- 124 HZ-Archiv HV 382, Eberhard Spohn: Über die Anfänge der Zementfabrik, S. 6.
- 125 StadtA, C 1310. Bei der Stuttgarter Zementfabrik ging die Initiative zur Gründung einer Fabriksparkasse von den Arbeitern aus.
- 126 Vgl. Dieter Kühn: 160 Jahre Zementindustrie Blaubeuren, Blaubeuren 1999 (Blaubeurer geographische Hefte, 16), S. 14 – 16. Zur Sauna: Blaumännle Nr. 5, 26.4.1952 (Öffnung für die Öffentlichkeit) und Nr. 13, 30.3.1972 (20-jähriges Jubiläum).
- 127 StadtA Blaubeuren, B 48/ 43, Protokoll vom 22.09.1904. Vgl. auch Ebd., C 1801.
- 128 Den Häusern Zementdörfle 24-26 folgten 1911/12 Zementdörfle 47-49, 1922 Zementdörfle 50-51, 1938 Zementdörfle 45-46, 1945/46 Zementdörfle 56, 1948 Zementdörfle 57-58. Baupläne dieser Häuser in StadtA, Bauakten. Beschreibung der Gebäude in StadtA, B 125 und 126/15, Fabrikfeuersicherungsbücher. Die Planung der Gebäude erfolgte durch Blaubeurer Architekten (Herold, Sigloch, Kurz) sowie durch den Ulmer Architekten Walter Kilian.
- 129 Vgl. dazu ausführlich Jörg Haspel: *Ulmer Arbeiterwohnungen in der Industrialisierung*, Ulm 1991 (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, 22). Dort auch Hinweis auf die von den Gebr. Spohn in Neckarsulm errichtete Arbeiterkolonie, S. 134, sowie überhaupt eine Einführung in die Fürsorgetätigkeit der Fabrikanten.
- 130 Wie Anm. 118.
- 131 LKA, A 29, Bü. 539, Pfarrbericht 1923, hier im Zusammenhang mit dem Blaubeurer Milchkravall von 1920.
- 132 StAL, E 179 II, Bü. 2010 a., Oberamtsvisitation 1904, Anlage Nr. 6.
- 133 LKA, A 29, Bü. 539, Pfarrbericht 1905. Dies gilt auch für einen 1925 bei der Firma Lieb ausgebrochenen Streik: StadtA, C 1309.
- 134 StAL, E 179 II, Bü. 3325 (Oberamtsvisitation 1923).
- 135 HZ-Archiv DS 1, Nachruf auf Paul Wigand, in: *Werks-Zeitung der Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG*, 1. Jg., 15.12.1927.
- 136 Zum Lebenslauf von Spohn (70. Geburtstag), in: *Blaumännle* Nr. 3, 24.1.1976; Kühl (Verleihung Bundesverdienstkreuz), in: *Blaumännle* Nr. 51, 22.12.1978.
- 137 StadtA, C 1055.
- 138 StadtA, C 1409.
- 139 Kühn (wie Anm. 123), S. 13.
- 140 Vgl. Arbeiterbewegung und 100 Jahre SPD-Ortsverein Blaubeuren 1899-1999, Blaubeuren 1999, S. 10 ff.



14 - 11 - 99

Seit den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts bis zur Inbetriebnahme des Schottertransportbandes im Jahr 1970 wurde das Rohmaterial über eine eigene Bahntrasse ins Werk transportiert. Während des 2. Weltkrieges wurden Grubenloks eingesetzt. Die alte Bahntrasse wurde erst in den 70er Jahren rückgebaut und die Tunnelmünder verschlossen.

- 141 *Donauwacht*, (im Folgenden DW), Nr. 118, 23.5.1927; Nr. 264, 12.11.1931.
- 142 DW, Nr. 129, 18.6.1927, Nr. 16, 21.1.1931, Nr. 36, 13.2.1932, Nr. 15, 19.1.1933.
- 143 DW, Nr. 116 v. 21.5.1920; vgl. *Arbeiterbewegung* (wie Anm. 140), S. 23.
- 144 DW, Nr. 22, 27.1.1928, Nr. 11, 14.1.1929, Nr. 8, 12.1.1931, Nr. 181, 78.1931.
- 145 DW, Nr. 4, 7.1.1926, Nr. 12, 16.1.1930, Nr. 123, 20.5.1930.
- 146 DW, Nr. 40, 18.2.1925, Nr. 36, 13.2.1926, Nr. 109, 14.5.1926, Nr. 198, 27.8.1926.
- 147 DW, Nr. 303, 29.12.1925.
- 148 DW, Nr. 233, 5.10.1929; s. auch DW, Nr. 8, 12.1.1926.
- 149 DW, Nr. 30, 6.2.1930.
- 150 DW, Nr. 56, 6.3.1924, Nr. 60, 11.3.1924, Nr. 23, 19.1.1926, Nr. 30, 6.3.1930, Nr. 48, 27.2.1931, Nr. 18, 23.1.1933.
- 151 DW, Nr. 30, 6.2.1930.
- 152 DW, Nr. 11, 5.1.1931.
- 153 DW, Nr. 298, 22.12.1930.
- 154 DW, Nr. 115, 21.5.1931, Nr. 119, 27.5.1931.
- 155 DW, Nr. 153, 4.7.1929, Nr. 157, 9.7.1929.
- 156 DW, Nr. 214, 13.9.1929, Nr. 269, 18.11.1930, Nr. 300, 24.12.1930, Nr. 303, 30.12.1930, Nr. 173, 29.7.1931, Nr. 178, 4.8.1931, Nr. 303, 27.12.1933, Nr. 2, 3.1.1933.
- 157 DW, Nr. 289, 11.12.1928, Nr. 261, 7.11.1928.
- 158 Vgl., auch Dieter Langewiesche, *Arbeiterkultur. Kultur der Arbeiterbewegung im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Bemerkungen zum Forschungsstand*, in: *Arbeiterkultur in Deutschland (Ergebnisse, Heft 6)*, Hamburg 1984, S. 9 ff.
- 159 DW, Nr. 303, 29.12.1925, Nr. 226, 29.9.1926, Nr. 85, 13.4.1932.
- 160 DW, Nr. 10, 14.1.1926, Nr. 287, 9.12.1926, Nr. 4, 7.1.1931.
- 161 DW, Nr. 4, 6.1.1928, Nr. 6, 10.1.1927 und Nr. 110, 13.5.1932.
- 162 DW, Nr. 281, 3.12.1930.
- 163 DW, Nr. 303, 29.12.1925, Nr. 298, 27.12.1930.
- 164 DW, Nr. 61, 14.3.1925.
- 165 DW, Nr. 20, 25.1.1928.
- 166 DW, Nr. 6, 10.1.1927.
- 167 DW, Nr. 107, 8.5.1924.
- 168 DW, Nr. 304, 29.12.1928.
- 169 DW, Nr. 8, 12.1.1926.
- 170 DW, Nr. 117, 23.5.1929.
- 171 DW, Nr. 283, 3.12.1928.
- 172 DW, Nr. 40, 18.2.1925, Nr. 14, 19. 1.1932.
- 173 DW, Nr. 15, 19.1.1933.
- 174 DW, Nr. 184, 8.8.1924.
- 175 DW, Nr. 196, 25.8.1926.
- 176 DW, Nr. 49, 28.2.1925, Nr. 103, 6.5.1925.
- 177 DW, Nr. 20, 25.1.1927.
- 178 DW, Nr. 151, 3.7.1925.
- 179 DW, Nr. 248, 24.10.1925.
- 180 DW, Nr. 60, 13.3.1926.
- 181 DW, Nr. 257, 4.11.1926.
- 182 DW, Nr. 119, 27.5.1931.
- 183 DW, Nr. 233, 5.10.1929.
- 184 DW, Nr. 116, 21.5.1920.
- 185 *Langenauer Anzeiger*, Nr. 6, 18.1.1921; DW, Nr. 12, 16.1.1930, Nr. 110, 13.5.1932.
- 186 DW, Nr. 115, 21.5.1931.
- 187 DW, Nr. 6, 10.1.1930.
- 188 DW, Nr. 257, 4.11.1930.
- 189 DW, Nr. 158, 11.7.1925.
- 190 DW, Nr. 6, 9.1.1933.
- 191 DW, Nr. 269, 26.10.1932.
- 192 DW, Nr. 49, 28.2.1930.
- 193 DW, Nr. 146, 27.6.1930.
- 194 DW, Nr. 6, 9.1.1933.
- 195 DW, Nr. 245, 21.10.1930.
- 196 DW, Nr. 99, 30.4.1926.
- 197 DW, Nr. 104, 6.5.1920, Nr. 99, 30.4.1931, Nr. 102, 5.5.1931.
- 198 DW, Nr. 97, 28.4.1925.
- 199 DW, Nr. 100, 30.4.1929, Nr. 99, 30.4.1931.



6-12-98



2-5-99



5-5-00

Fallen Maschinen mit so aufrichtigen Namen wie Raupe, Bulldozer oder Walze über Gebäude her und zerschlagen sie langsam und zermahlen und verwandeln sie in Staub zurück und Geröll, dann ahnen wir, dass die Suche nach ewiger Beständigkeit eigentlich eine ziemlich trostlose Idee sein kann, steht sie doch dem Wunsch entgegen, dass für einen solchen leergeräumten Platz auf einmal wieder die Möglichkeit besteht, etwas ganz anderes zu werden.

Autoren



Dietmar Cramer M. A.

Jg. 1962, Studium der Wissenschafts- und Technikgeschichte sowie der Geografie. Seit 1993 als freier Mitarbeiter des Forschungszentrums Karlsruhe am Aufbau eines »Historischen Archivs« im Generallandesarchiv Karlsruhe tätig. Seit 1996 Leiter des Unternehmensarchivs der Heidelberger Zement AG.



Gerhard Eilebrecht

Jg. 1938, Architekt, seit 1975 als Stadtplaner tätig. Industriebra-chen-Fotografie seit 1993 (Möbelfabrik Mayer Neu-Ulm 93/94, Magirus Werk II Ulm 94/96, Zementwerk Blaubeuren 97/00). 1998 Fotoausstellung im Glashaus am Neu-Ulmer Donauufer »Die letzten Bilder vom Mayergelände«.



Jörg Martin M. A.

Jg. 1969, Studium der Geschichte, Dipl.-Archivar (FH), seit 1993 Archivar beim Zweckverband Archiv- und Museumsbetreuung Blaubeuren – Schelklingen – Munderkingen.



Dr. Uwe Schmidt

Jg. 1955, Ulm, Studium der Geschichte und Germanistik in Würzburg und Freiburg, Historiker und Inhaber der Agentur für historische Dienstleistungen in Ulm, zahlreiche Veröffentlichungen zur Wirtschafts-, Stadt- und Demokratieggeschichte.